Aus der heimat

W. Crone



Aus der Heimat.

Von

W. Crone.

Lingen.

Druck und Verlag von R. van Acken.



Hünengrab zu Hekese. (Westlicher Teil.)

Aus der Heimat.

Sagen und sagenhafte Erzählungen des Kreises Bersenbrück.

Gesammelt und erzählt

von

W. Crone.

Motto:
Die Gegenwart ist mit tausend Fäden
an die Vergangenheit geknüpft.

Lingen 1899.

Druck und Verlag von R. van Acken.

Vorwort.

Hiermit übergebe ich den Bewohnern der Heimat, des Kreises Bersenbrück, wie auch allen Freunden der Sage eine Arbeit, der ich mit Freuden meine freien Stunden widmete.

Unser Kreis Bersenbrück ist derjenige der vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler und darum auch die Heimstätte der Sage. Ein Bild jener Zeugen alter Zeit schien mir deshalb auch die passendste Einleitung zu vorliegender Arbeit. Ich wählte seiner Größe und Schönheit wegen „Das Hünengrab zu Hekese." Was nun das Büchlein selbst betrifft, so besagt der erste Teil, was ich mit demselben bezwecke und warum; er giebt zwischendurch auch Auskunft über das Wesen und die Bedeutung der Volkssage. Der zweite Teil bringt die Sagen selbst. Diese sind nicht geordnet nach ihrem etwa vorhandenen inneren Zusammenhange, sondern nach der geographischen Lage der Orte ihrer Handlung. Der dritte und letzte Teil soll zum besseren Verständnis der erzählten Sagen dienen. Die geschichtlichen Notizen in demselben sind gegeben, damit Wahrheit und Dichtung auseinander gehalten werden können. Das, was hier aus der Mythologie geboten wird, deutet an, daß die Sage noch manche Anklänge an die altgermanische Götterlehre enthält.

Bücher, die bei vorliegender Arbeit benutzt wurden, sind folgende:

Mitteilungen des historischen Vereins zu Osnabrück. Jahrgang I bis III.
W. Hardebeck, Kirchen des Kreises Bersenbrück.
H Dühne, Geschichte des Kirchspiels Badbergen.
J. Crone, Sagen des Hasethales.
H. Hartmann, Mythe und Sage.
W. Rustmann, Alte Steine in neuer Fassung u. a.

Herrn W. Hardebeck-Ankum, der mir verschiedene dieser Schriften bereitwilligst überließ, der mir auch sonst mit Rat und und That bei Bearbeitung dieser Sagensammlung beistand, sage ich an dieser Stelle herzlich Dank. Ebenfalls danke ich dem Lehrer Herrn A. Timme-Hoyel, der mir beim Sammeln der Sagen von Bippen und Umgegend, die teilweise schon in der Zeitschrift Niedersachsen veröffentlicht wurden, behilflich war.

Vörde i. W., im Februar 1899.

W. Crone.

Ueber die Sagen der Heimat.

Ein Stück Volkspoesie, an welcher unsere Heimat so reich ist, zu der außer diesem auch die Märchen, die Sprichwörter und Rätsel, die Lieder und Reime zu rechnen sind, die Sage der engeren Heimat liegt vor mir. Nicht ein einzelner Dichter, unser ganzes Volk hat sie geschaffen vor langen Jahren, wann, das läßt sich nur bei wenigen dieser Dichtungen annähernd, bei den meisten überhaupt nicht bestimmen. Nie wurden solche poetischen Werke gedruckt, d. h. in früheren Zeiten, von Mund zu Mund erbten sie sich fort bis auf unsere Tage. Leider aber sind diese nicht dafür angethan, sie weiter zu erhalten. Die Zeit, in der Eltern und Großeltern ihren Kindern und Enkelkindern am flackernden Herdfeuer alte Geschichten erzählten, sie ist längst entschwunden. Der Materialismus herrscht in unseren Tagen, und würden nicht Freunde der Heimat, ihres Volkes und ihrer Geschichte dafür Sorge tragen, das Alte, so weit es noch angeht, zu erhalten oder doch festzulegen, so fände man vielleicht über Jahrzehnte kaum etwas von jenem mehr vor, auch nicht von dem vorhin genannten Stücke der Volksdichtung, der Sage. Diese Erwägung zeitigte die nachfolgende Arbeit.

Der Heimat wenigstens einen kleinen Sagenstrauß zu erhalten, das erstens veranlaßte mich vorliegende Sammlung herzustellen.

Doch das ist einer der Gründe und nicht der einzige. Ich hoffe für die Arbeit noch mehr. So lange die Kohle noch glimmt, so lange ist auch noch Feuer in ihr, das angefacht werden kann; so lange im Volke noch Sagen vorhanden sind, und seien es auch nur wenige, so lange ist auch der Sinn für dieselben noch nicht ganz erloschen. Und so steht's mit den Bewohnern unserer Heimat. Der Stoff zu den Nummern 17 bis 23 des zweiten Teiles dieser Arbeit stammt direkt aus dem Munde des Volkes, und zwar desjenigen der Umgegend von Bippen; das diene als Beweis. Wenigen jedoch auch in diesem soeben genannten engbegrenzten Gebiete nur werden die Sagen bekannt sein. Durch diese Schrift sollen auch die anderen sie erhalten, sie soll die Sage allen bringen.

Aber mehr noch! Was man in Bippen von den in Rede stehenden Volksdichtungen sich erzählt, davon haben die Bersenbrücker jedenfalls noch niemals gehört, und hier existieren wiederum Sagen, die der Bewohner von Bippen nimmer vernommen. So nahe beisammen und doch so getrennt! Wie schön wäre es nun, wenn

ein gegenseitiger Austausch stattfände, wenn einer vom anderen lernte! Zwar wird man in einem Orte des Hasegaues den Sagen Westfalens oder gar denen noch weiter entlegener Länder kaum Teilnahme entgegenbringen; aber für die Sagen der nächsten Umgebung, meine ich, müßte doch ein wenig Interesse vorhanden sein. Das hat mich veranlaßt, alle Sagen, die ich im Kreise Bersenbrück aufzufinden vermochte, mit den von mir selbst aus dem Volke erforschten zu einer Sammlung zu vereinigen, damit das Volk der Heimat sie alle kennen lerne. Zwar waren jene Sagen schon erzählt, aber in solchen Schriften, die kaum jemals in die Hände des Volkes geraten, die sich nicht einmal alle in der Bibliothek jedes Geschichtsfreundes der Heimat finden. Dann sind es zumeist auch Bücher, die schon vor Jahren erschienen sind, und vielfach bringen sie auch nur gelegentlich die eine oder die andere Sage. Sie haben eben nicht die Tendenz, die diese Arbeit verfolgt. Darum war wohl eine Sammlung wie die vorliegende, die erste derartige, welche die engere Heimat betrifft, gerechtfertigt.

Die Sage wieder und mehr wie je ins Volk der Heimat zu bringen, das soll diese Arbeit zum andern bezwecken.

Als ich anfing, die Umgegend von Bippen nach Sagen zu durchsuchen, glaubte ich schwerlich, eine solche Reihe von derartigen Erzählungen, sechs an der Zahl (Nummer 23 gehört eigentlich nicht ins Gebiet der Sage), dort aufzufinden. Ein Viertel der ganzen Sammlung liefert also Bippen. Sehen wir nun die anderen Orte an, und gedenken wir der vielen, die gar nicht vertreten sind, so müssen wir doch unwillkürlich auf den Gedanken kommen, es schlummern noch Schätze von Sagen im Volke, die wir noch zu heben vermögen.

Aber wie soll das geschehen? Wenn du dich an die alten Leute der Heimat wendest, die dir am ersten solche Erzählungen geben können, so mußt du nicht fragen nach jenen, du mußt anfangen, selbst solche Geschichten zu erzählen. Du bringst sie dadurch in die Sagenstimmung hinein, und sie wissen dir selber dann mehr zu geben als du ihnen botest. So habe ich es gefunden beim Sammeln, daran habe ich auch beim Abfassen dieser Sagen gedacht. Ich bin der Erzähler, der sagt, was er weiß, um von dir mehr zu empfangen, und du, der du vielleicht noch die Zeit erlebtest, in welcher deine Eltern oder Großeltern dir Sagen, Spuk- und Gespenstergeschichten erzählten, du wirst beim Lesen dieser Erbstücke aus alten Zeiten dich in jene Tage zurückversetzen. Du wirst dich erinnern an vieles, was du schon längst glaubtest vergessen zu haben.

Dann, bitte ich dich, setze dich hin und schreibe es auf und übergieb es der Oeffentlichkeit oder, glaubst du das selbst nicht zu können, erzähle es dem Sammler, damit der Schatz nicht mit dir in's Grab gelegt werde, sondern noch lange erhalten bleibe und Segen bringe der Menschheit.

Die schlummernden Sagen dem Volk zu entlocken, möge die nachfolgende Sammlung drittens bewirken.

Doch weshalb soll denn nun die Sage der Heimat erhalten bleiben, weshalb soll sie wieder und mehr wie je ins Volk, weshalb sollen auch die noch schlummernden Sagen gehoben und dem gesamten Heimatvolke zugänglich gemacht werden?

Zunächst einmal ist es ein Akt der Pietät, wenn wir das, was unsere Vorfahren uns geschaffen haben, zu erhalten suchen. Ein Landmann veräußert nicht gern den Hof, der ihm vom Vater überkommen; genau so steht's mit der beweglichen Habe. Die Erbstücke der Eltern sind uns heilig, und äußerst ungern möchten wir sie missen. Sollen wir es denn in betreff der Volksdichtung anders machen? Nicht wohl!

Die ererbten Güter unserer Verstorbenen erinnern uns immer wieder an den früheren Besitzer und seine Sonderheiten; hätten wir ihn selbst kaum gekannt, durch seinen Nachlaß lernten wir ihn kennen. Wiederum genau so ist's mit aller Volkspoesie, auch mit der Sage. Durch sie lernen wir unsere Vorfahren kennen, beides, ihre guten und schlechten Seiten. — In manchen Sagen werden uns die Väter gezeigt als wahrhaft religiöse Christen. Man denke an die beiden Pilger in der Sage von den zwei Schlössern oder an den Grafen, der die Kirche zu Ankum gründete. Die religiösen und ethischen Lehren in den Sagen geben auch Zeugnis davon, daß man bemüht war, das ganze Volk zum Guten zu leiten, indem man ihm solche Regeln immer wieder vor Augen führte. „Der Teufel veranlaßt das Böse. Jede Schuld rächt sich. Das Gute findet Belohnung.“ Das sind Sätze, die die Sagen stets wieder zum Ausdruck bringen. Nebenbei möge auch hier gesagt sein, daß solche Lehren zu beachten, heute noch ebenso wertvoll ist, wie vor hundert und mehr Jahren. Will das Volk nicht die nackte Wahrheit, hier ist sie in anmutige Gewänder gehüllt. — Aber auch manches Ueble deckt die Sage auf. Da sind es besonders beim Trachten nach Geld und Gut zwei schlechte Eigenschaften unserer Vorfahren, die sich vielfach bis auf die heutige Landbevölkerung forterbten. Die Sagen vom feurigen Pflüger und dem Bauer am Darnssee geißeln sie: ich meine das „Furchen ausholen“ und das

„Abhandeln“ das Feilschen. Als Leute, die gern zu Wohlhabenheit und Reichtum gelangen möchten, treten die Väter auch auf in den beiden Talger Sagen. — Gehen wir nun einmal von dem Gedanken aus, daß man die Sage vielfach früher für Wirklichkeit ansah, und das dürfen wir, wenn wir z. B. an die Hexenprozesse denken, wohl annehmen, so lernen wir noch ganz andere Seiten unseres Heimatvolkes kennen. Zwar ist sein Bestreben, jedes Geschehnis, jede Erscheinung zu erklären, also der Zug nach Klarheit zu loben; doch daß man selten das Richtige fand, daß also nicht die Klarheit mit der Wahrheit Schritt hielt und trotzdem Glauben fand, das will uns nicht so zusagen. Es liegt dies wohl an dem noch geringen geistigen Erkennen, das es auch zuließ, daß das Volk so lange im Banne des Aberglaubens verharrte.

Aber nicht allein unsere Vorfahren selbst lernen wir aus der Sage kennen, auch von ihrer Geschichte erzählt uns diese. Fast jeder Sage liegt irgend eine wirklich geschehene Thatsache zu Grunde. Die Sagen von den „Däipen Päulen“ und der „Kirche zu Bippen“ versetzen uns in die Zeit der Glockendiebstähle. Die allbekannte Sagengeschichte vom „Alkenkrug“, sowie vom versunkenen „Kloster zu Epe“ lassen uns denken an die Erdsenkungen, die früher in dortiger Gegend stattfanden.

Häufig hat auch die Mythe den Stoff zur Sage geliefert. Erinnern wir uns hierbei der Sagen, die sich auf den Wodankultus zurückführen lassen oder an die, in welchem jener Gott der alten Deutschen noch fortlebt. Es seien hier erwähnt: „Alkenkrug, die Mohrenhand und Junker Hacke.“ Manchmal auch haben Geschichte und Mythe sich zusammengethan, und so ist eine Sage entstanden, und das Volk hat für deren Weiterentwicklung Sorge getragen; so beim „Alkenkrug.“ Also auch aus der Mythologie unserer Väter erfahren wir manches durch die Sage.

Aber nicht nur das Volk der Heimat mit seiner Geschichte und Mythologie, nein auch die Heimat selbst, wird von der Sage vielfach beleuchtet. Man denke an die früheren Zustände wie sie uns z. B. bei der Gründung Ankums oder in der Sage vom Reißberg geschildert werden, man denke auch an die Namen, welche die Sage zu erklären weiß. Es sei erinnert an „Alte Mühle, Hackendiek, Herrenesch“ in „Junker Hacke.“

Die Sage giebt uns also nach den verschiedensten Seiten hin Aufschluß über das „Einst“ der Heimat. Sie läßt uns gleichsam ein Stück von dem Wachsen derselben erleben. Das aber, was man entstehen und sich entwickeln sieht, das erst kann man richtig kennen, das auch kann man lieben lernen. Die Sage, die uns

also Kenntnis der Heimat vermittelt, sie ist darum auch so recht geeignet, Liebe zu erwecken für den Fleck Erde, auf dem sie entstanden ist, von dem sie handelt und auf dem unsere Wiege stand. Und um dieset-willen ganz besonders möchte ich die Sage wieder ins Volk bringen, möchte, daß wieder Eltern ihren Kindern sie erzählten, möchte, daß sie von den Lehrern in den geschichtlichen und heimatkundlichen Unterricht verflochten, den Schülern gegeben würde, damit ein jeder durch sie die Heimat kennen und lieben lernte. Hermann Allmers singt:

„Wer die Heimat nicht liebt und die Heimat nicht ehrt
ist ein Lump und des Glücks in der Heimat nicht wert!“

Solch ein Verächter der Heimat wird auch sein Vaterland nicht achten: denn nur aus der Liebe zur Heimat kann die Liebe zum Vaterlande gezogen werden.

Unser Volk muß seinen Sagenschatz erhalten, behalten und ihn zu mehren versuchen, weil die Sage Kenntnis der Heimat vermittelt und Liebe zu dieser und dem Vaterlande weckt und fördert.

Die Sagen der Heimat.

I.

Der Darnssee.

(Epe.)

Unweit Bramsche, in der Nähe der mächtigen alten Wallanlagen am Wiederhall und unmittelbar neben den nicht unbedeutenden Sandwehen der Bauerschaft Epe ist ein Gewässer, von dem gar viel schon gesprochen, gar oftmals geschrieben und hie und da auch schon gesungen wurde: der Darnssee, so wird es genannt.

Sein düsteres Aussehen, seine durch die Natur so wunderbar für das Unheimliche passend angelegte Umrahmung bringt jeden Besucher in eigenartige Stimmung. Denkt er dann noch zurück an längst vergangene Tage, in denen es ringsum noch viel wilder aussah; denkt er an die weitere Umgebung, die so manches gesehen, was alte Schriften uns nur noch berichten, die da wissen vom Kloster Malgarten, dem diese Stätte zu eigen gehörte, vom uralten Bramsche an der Hasefurt; denkt er an den Lutterdamm, die vielen Wälle der Vorzeit, die Spuk- und Gespenstergeschichten vom nahen unheimlichen Moor, das sich anlehnt an das östliche Ufer des Darnssees; dann kann's ihn nicht Wunder nehmen, daß hier Frau Sage gewohnt; wenn hier nicht, dann nirgends.

Was weiß sie uns denn zu erzählen vom Darnssee?

1. Das versunkene Kloster.

In alten Zeiten stand da, wo jetzt der Darnssee sich befindet, ein Kloster. Von einem breiten Graben war es umgeben. Hier in der Einsamkeit, mit Beten und Fasten und anderen Gott wohlgefälligen Werken beschäftigt, lebten viele edle Jungfrauen als Nonnen. Doch mit der Zeit änderte sich das Leben der Klosterinsassen ganz. An Stelle des gottseligen Wesens trat Verderbtheit und Sünde. Während man sonst hier in diesen Gottesmauern aus weltlich Gesinnten Kinder des Herrn schuf, erzog man jetzt dort edle Jungfrauen zu Kindern des Teufels.

So hatte man einst auch wieder ein braves Mädchen zur Annahme des Nonnengelübdes verleitet. Sie war über die Brücke ins Kloster geschritten, und eben fiel vor dem Altar ihr goldenes

Haar unter der Schere, da traf das Gottesgericht die Stätte der Sünde, das Kloster mit all den sündhaften Schwestern versank tief in der Erde Schoß, und an seine Stelle trat, wie einst beim sündigen Sodom-Gomorra, ein düsteres Wasser, der Darnssee.

An stillen Wintersonntagen, wenn den See eine Eisdecke überwölbt hat, hören vorübergehende Kirchleute noch oftmals weit unten im Wasser das Geläut der Klosterglocken, manchmal auch das Brüllen der fetten Ochsen des Klosters, und birst einmal mit Krachen des Eises Rinde, dann ist mit gewaltigem Horn ein Klosterochse darunter gefahren. Doch sonst ist es still wie im Grab in den Fluten des Darnssees.

2. Der Schmied im Darnssee.

In den Wassern des Darnssees lebten vor Zeiten die sogenannten „Rauhen Leute.“ Diese traten gar oft mit ihren Nachbarn, den Eper Bauern, in Verbindung.

Einst hörten die Umwohner des Sees zur Nachtzeit ein gewaltiges Klopfen und Hämmern von des Wassers Mitte. Leise schlichen sie sich bis an den Rand des Gewässers. Da glaubten einige, eine Gestalt zu erblicken im Wasser. Die meisten der Anwesenden fürchteten sich; jedoch einige beherzte Männer stiegen in einen Kahn und fuhren darauf zu. Wirklich hatten die Späher sich nicht getäuscht. Sie fanden inmitten des Sees einen Schmied, der, soweit sie ihn zu sehen vermochten, ganz mit Haaren bedeckt war. Vor ihm stand ein Amboß, und auf diesen deutete der Schmied mit dem Hammer in der Hand, als wolle er den Zuschauern sagen: Gebet mir Arbeit. Die Bauern verstanden ihn und schickten von dieser Zeit ab alle ihre Schmiedearbeit zu dem Schmied im Darnssee.

Wollte jemand irgend ein Gerät ausgebessert haben, so legte er es auf einen flachen Stein, der sich zwischen zwei Eichen am nördlichen Ufer des Sees befand. Sollte der Schmied eine neue Arbeit machen, so wurde ihm die Bestellung vom Rande des Darnssees zugerufen. Geschah solches am Tage, so kam der Schmied in der Nacht und verfertigte das Verlangte. War ungewöhnlich viel bestellt, so hörte man heftigeres Klopfen und Hämmern; doch stets war die Arbeit am anderen Morgen gethan. Von jenem Stein, den man die Tafel des Schmiedes taufte, holte der Besteller das Verlangte, an welchem der Preis vermerkt stand. Da Eisen und Arbeit des Schmiedes nichts zu wünschen übrig ließen und der Preis nur mäßig war, so wurde die Rechnung gerne beglichen; man legte das Geld auf die Tafel des Schmiedes.

Viele, viele Jahre währte dieses gute Verhältnis zwischen dem Schmied in Darnssee und den Eper Bauern, zum großen Nutzen der Letzteren; denn ihre Eisengeräte waren ohne Tadel, ihre Pflugscharen waren die besten im Lande.

Da wurde durch einen nichtsnutzigen Menschen die schöne Eintracht gestört. Ein habgieriger Geizhals der Bauerschaft Epe sah den Schmied, der so gut und doch so sehr billig arbeitete, für einen Narren an, und einen solchen müsse man nach Gebühr behandeln, so dachte er. So legte er denn für die ihm gelieferten Sachen statt des Geldes einen schmutzigen Lohn auf die Tafel des Schmiedes. Sogleich aber folgte der bösen That die wohlverdiente Strafe. Die dunklen Wasser brausten auf, und es drang, von unsichtbarer Hand geschleudert, ein Speer hervor und durchbohrte den Ruchlosen, die Erde unter dem Steine spaltete sich und verschlang den Bösewicht.

Von jetzt ab hatte die Thätigkeit des Schmiedes ein Ende; er zog sich zurück in die Tiefen des unheimlichen Darnssees.

Jene Eichen zu beiden Seiten des Steines, welch letzteren die Erde ebenfalls verschlang, wuchsen und gediehen noch lange Zeit. Seit etwa hundert Jahren sind auch sie nicht mehr. Doch die Stelle, wo des Schmiedes Tafel gestanden, kannst du noch heutigen Tages auffinden. Eine kleine Vertiefung am Ufer bezeichnet sie. Oft hat man sie auszufüllen gesucht; doch immer wieder ist sie eingesunken. So ist an Stelle der Tafel des Schmiedes diese Senkung getreten, ein Erinnerungsmal an jene Frevelthat, zukünftigen Geschlechtern zur Warnung.

3. Das Meerweib.

Einst kam Hackmann, der Wehrfester von Hackmanns Erbe an den Darnssee, um dort Schilf zu schneiden. Da sah er in dem warmen Ufersande, den Strahlen der Sonne ausgesetzt, ein vom Kopf bis zu den Füßen behaartes Weib mit ihrem Kinde liegen. Als er hinzutrat, lief das Weib eilends fort und stürzte sich in die Fluten des Darnssees. Das Kind aber blieb zurück, und der Bauer nahm es mit in sein Haus. Hier fand es seinen Platz unter einer Bank am Herde. Es wuchs heran und gedieh gut, obwohl es nur wenig Nahrung zu sich nahm, wie man glaubte. Man wußte eben nicht, daß heimlich, wenn die Leute zur Arbeit gegangen waren, die Mutter des Kindes kam, um es zu nähren. Sie trat bis vor die große Einfahrtsthür und lockte ihr Kind zu sich heran. Das

rauhe Geschöpfchen lief dann schnell hin, und die Mutter reichte ihm durch das Gitter hindurch die Brust; nie aber kam sie ins Haus hinein.

Nach einigen Jahren schnitt der Bauer dem Kinde die Haare, damit es ein menschenähnlicheres Aeußere bekäme; doch das hätte er nicht thun sollen. Als nämlich die Mutter wiederkam, um ihr Kind zu säugen und fand, daß es geschoren war, da geriet sie in großen Zorn und rief:

„Min Kind is geschoren;
Hackmanns Stäe ist verloren
Bit in 't döädde un verde Glied!“

Darauf kehrte sie mitsamt ihrem Kinde in ihr Element zurück.

Der Fluch des Weibes aber ging in Erfüllung. Die vier nächsten Wehrfester auf Hackmanns Erbe traf Unglück auf Unglück, bald durch Mißernte und Hagelschlag, bald durch Sterbefälle unter Menschen und Vieh. Erst nach etwa zwei Jahrhunderten kehrte Glück und Gesundheit auf den Hof am Darnssee zurück.

4. Der Herr und sein Knecht.

Ein Bauer aus Epe, der nicht fern von den Ufern des Darnsees wohnte, ging eines Tages zu diesem Gewässer, um zu fischen. Da traf er einen fremden Knecht, der ihm seine Dienste anbot. Als der Bauer nach dem Lohne fragte, sagte der Fremde, der gekleidet wie ein anderer Mensch, im Gesicht und an den Händen aber ganz rauh war, darüber wollten sie sich schon einigen. Der Rauhe wurde auch angenommen, und er erwies sich als ein treuer und fleißiger Knecht.

Als er dem Bauern sieben Jahre lang gedient hatte, sagte er zu diesem: „Jetzt muß ich fort. Gieb mir als Lohn ein zweischneidiges, untadelhaftes Schwert; doch dinge beim Kaufe nichts ab!“ Der Bauer ging nach Bramsche, erstand auch ein Schwert, wußte aber vier Pfennige abzuhandeln. Als er zurückkam und dem Knechte das Schwert gab, schlug dieser damit in die Wasser des Darnssees. Als nun an diesen sich nichts Merkwürdiges zeigte, fing er zu jammern an und rief: „Du hast mich betrogen, und das ist vielleicht mein Unglück. Gehe schnell hin und bringe die abgezogenen Pfennige zurück; doch eile dich, sonst ist es zu spät!“ Als nun der Bauer zum zweiten Male von Bramsche heimkehrte, führte ihn der Knecht wiederum an den Darnssee und sagte: „Ich muß nun zu meinem Vater zurück. Unten im Darnssee ist ein Thor, das zwei Hunde bewachen. Da muß ich hindurch. Komme ich zur

rechten Zeit, und ist das Schwert gut, dann kann ich die Ungeheuer besiegen, sonst aber werden sie mich zerreißen. Bleibe hier stehen und sieh auf die Wellen! Bringen sie Blut, so war es zu spät; erscheint aber Milch auf dem Wasser, dann habe ich die Zeit nicht verpaßt, das Schwert war ein gutes, und ich bin gerettet." Dann reichte der Knecht dem Bauern die Hand. Darauf hieb er kreuzweise ins Wasser, daß es bis unten sich teilte, und dann stürzte er sich mit dem Schwerte in der Hand in die Tiefe. Als aber die Wellen sich über ihm schlossen, da färbte der See sich rot von dem Blute des Jünglings, ein Zeichen, daß dieser dem Tode verfallen.

Still kehrte der Bauer zurück, sich härmend, daß sein Feilschen das Leben des treuen Knechtes gekostet hatte.

II.

Däi däipen Päule.

(Vörden.)

Des Teufels Wohnsitz war von alters her die große Einöde zwischen Damme und Venne, Hunteburg und Vörden, das „Große Moor". Gar manchen nächtlichen Wanderer hat der Böse hier im Laufe der Jahre durch Spuk und Irrlichter in Angst und Schrecken gejagt, ja in den Tod getrieben. Von einer Stelle daselbst, allwo er besonders sein Wesen trieb, wissen die Leute noch jetzt zu erzählen. Es sind die sogenannten „Däipen Päule" in der Nähe des Kirchdorfes Vörden. Eine gar unermeßliche Tiefe haben sie, und viele Weberbäume müßte man aneinander befestigen, wollte man mit ihnen den Grund dieses Teufelsgewässers finden.

Als rings herum nach allen vier Winden vom „Großen Moore" aus, Kirchen und Kapellen erstanden, und das Christentum mit Macht seinen Einzug hielt in unsere Heimat, da kam des Teufels Blut gar oft in Wallung. Besonders aufgebracht konnte er werden, wenn aus den jüngst erbauten Gotteshäusern der ihm so verhaßte, uns so feierliche Glockenklang ertönte. Dort galt es ihm den Bau zu verhindern, hier die Urheber jener verführerischen Klänge zu vernichten.

So auch, als im benachbarten Damme der Meister aus ehernem Metalle ein Paar herrliche Glocken gegossen hatte. In der Nacht vor dem heiligen Christfeste zog der Böse mit Sturm und Brausen durch die Lüfte, der Dammer Kirche zu. Mit vielem Getöse, das die Leute aus dem Schlafe schreckte, riß er die kaum

ihrer Bestimmung übergebenen Meisterwerke der Glockengießerkunst von ihrem Platze und sanfte mit ihnen über Busch und Baum hin fort zum „Großen Moore“, wo er sie tief hinein in die braunen Wasser der „Däipen Päule“ stürzte.

Hätten die guten Dammer nur vorher ihre Glocken getauft, so hätte der Verruchte keine Macht über dieselben gehabt. In der Jetztzeit wäre es ihm unmöglich, noch solche Unthat zu vollführen; denn seit jenen Tagen wird die Glockentaufe vollzogen. Die frommen Sprüche und Kreuze, die jeder neuen Glocke eingegossen werden und der an ihr vollzogene Taufakt schützen sie und legen dem Teufel das Handwerk.

Rächen aber kann sich der Böse, und das wird auch redlich von ihm besorgt. Am heiligen Weihnachtsabend, wenn rings umher die Glocken zur Kirche rufen und fromme Christen in Scharen zum Hause des Herrn pilgern, dann zieht auch er dort unten im Wasser seine Stränge, und wahrlich — sein ungestümes Läuten macht ihm mehr Freude, als alle feierlichen Klänge in der Runde, sind es doch die Teufelsglocken, die er läutet, und kann er doch dadurch die Aufmerksamkeit der Kirchengänger auf sich ziehen. Still ziehen diese vorüber, und einer raunt's dem andern zu: „Nu lud der Däuwel in däi däipen Päule!“

III.

Das weiße Pferd.

(Neuenkirchen bei Vörden.)

Als man vor langen Jahren in Neuenkirchen bei Vörden den ersten Kirchturm baute, erschien eines Tages dortselbst auf dem Bauplatze ein schmucker Schimmel eines Bauern der Nähe und stellte sich vor einen leeren Wagen, als wollt' er ihn ziehen. Ein Maurer spannte ihn vor, und fort zog das Gefährt ohne Fuhrmann und Scheltwort dahin, von wo man die Steine zum Bauen empfing. Als ihm hier der Wagen gefüllt war, kehrte der Weiße mit schwerer Ladung zurück. So ging es fort bis sämtliche Steine zur Stelle geschafft waren. Als nun der Kirchturm schön und schmuck dastand, da legte der wackere Gehilfe, von Arbeit und Mühe geschwächt, sich nieder neben sein Werk und starb.

IV.

Alfhausen und Alkenkrug.

Vor langen Jahren standen da, wo jetzt das Dorf Alfhausen sich befindet, nur elf Häuser. Die Leute, welche sie bewohnten gehörten der Kirche zu Merzen an. Jeden Sonn- und Feiertag gingen sie hinaus über die Heide dem Merzener Gotteshause zu. Der Weg dahin aber war lang, und immer wurden die Kirchengänger froh, wenn sie auf der weiten Einöde in die Nähe der Hünengräber kamen. Hier hatten, so erzählt sich das Volk, die Menschen einst angefangen, eine Kirche zu bauen; der Teufel aber hatte sie niedergerissen und an ihre Stelle ein Wirtshaus gesetzt. Und dieses Wirtshaus war's, was jene so sehr erfreute. Hier kehrten sie ein und erquickten sich bei Alke, dem Wirt, am frischen Krug Bier. Meisterhaft verstand es nun jener, die Gäste festzuhalten. „Auf euch nur kann ich mich verlassen; wir zwölf halten und gehören zusammen", so sprach er; das schmeichelte die Bauern, und sie ließen sich halten. Und wenn dann der eine oder der andere auf sein Nötigen zum Trinken einwandte, sie müßten jetzt gehen, sonst kämen sie zu spät zum Gottesdienste, so wußte der Schlaue sie immer zu trösten, indem er versicherte, es sei noch vollauf früh genug. So kam's denn, daß sich die Kirchgänger im Alkenkrug stets zu lange aufhielten und fast regelmäßig zu spät in Merzen ankamen. Der Pastor daselbst hielt dem Krugwirt oftmals sein böses Thun vor, warnte ihn auch, doch stets ohne Nutzen. Er trieb es hinfort genau so, wie bislang er's getrieben.

Da eines Tages traf ihn das Gottesgericht. Sein Haus, das auf einer Anhöhe stand, versank mitsamt der Scheune in der Erde Schoß, und an die Stelle jener Gebäude traten die beiden Tiefen, die sich noch heutigen Tages am dortigen Orte befinden.

Sothanes Ereignis wirkte mächtig auf alle Umwohner, besonders aber auf die früheren Besucher des Kruges. Um nicht mehr der Stelle, wo jener Krug gestanden hatte, begegnen zu müssen, bauten sie sich jetzt selbst eine Kirche und zum Zeichen, daß sie nichts mehr mit dem gottlosen Wirt gemein haben wollten, nannten sie ihre Ansiedelung „Alfhausen."

Der Bau des Gotteshauses wurde der kleinen Gemeinde sehr schwer, zumal die Steine zu demselben von weither angefahren werden mußten. Da erschien plötzlich eines Tages ein blanker, glänzender Schimmel, der seine Dienste der heiligen Sache weihte. Tag und Nacht fuhr er Steine heran, bis der Bau vollendet war; dann verschwand er. Kein Mensch konnte sagen, woher der treue

Helfer gekommen und wohin er gegangen sei. In Alfhausen zeigte man noch lange den Stall, in den man das Pferd führte, während die Steine abgeladen wurden.

Es war gut, daß die Bewohner der „elf Häuser“ für ein eigenes Gotteshaus Sorge getragen hatten: denn hätten sie den alten Weg nach Merzen wandern müssen, so wäre ihnen jedenfalls auch häufiger der Spuk des versunkenen Kruges begegnet, und vielleicht hätte der Wirt, der sie so oft schon verführte, ihnen auch jetzt noch Schaden zugefügt. Er hauste nämlich noch immer an der Stelle seines früheren Wirkens. Schäfer der Umgegend, die ihn manchmal sahen, erzählten auch, daß, wenn jemand in der Geisterstunde dreimal Alkes Krug umkreiste und jedesmal riefe: „Alke, kumm, gaihst du mit?“ dann würde dieser erscheinen und den Frevler mit in den Abgrund ziehen.

Als einst nun der Bauer Grumfeld, dessen Haus nicht weit entfernt von der Alkekuhle liegt, mit einigen anderen Bauern noch spät abends im Wirtshause saß, und sie alle ihre Pferde rühmten, sagte Grumfeld, er habe einen Schimmel, mit dem getraue er sich den versunkenen Krug zu umreiten und Alke herauszufordern. Die anderen nahmen ihn beim Wort, sie wetteten mit ihm um neun Pfund Silber, und der Kühne versprach, in der nächsten Nacht den verwegenen Ritt zu unternehmen.

Am folgenden Tage zog Grumfeld mit seinem Pferde dem Orte zu, den er kurz darauf in der Mitternachtsstunde wiederum aufzusuchen gedachte. Hier fing er an, seinem Schimmel deutlich zu machen, auf was es ankäme. Das kluge Tier schien auch zu begreifen; denn als sein Herr sich auf dasselbe schwang, trug es ihn mit Windeseile seiner Behausung zu. Hier zeigte ihm auch der Bauer die große Einfahrtsthür, die er in der folgenden Nacht auflassen wollte, und darauf gab er seinem Pferde als Belohnung für den tapferen Ritt das beste Futter, was er hatte.

Die nächste Nacht kam, und Grumfeld machte sich mit seinem Schimmel auf den Weg. Als er an den Rand des großen Wasserloches ankam und dort still hielt, war die Geisterstunde noch nicht ganz gekommen. Eine schöne, sternhelle Nacht war es; alles war still rings umher. Da hörte der Reiter die Thurmuhr zwölf schlagen, zuerst in Ueffeln, dann in Merzen und endlich in Alfhausen. Kaum war der letzte Schlag verklungen, da rief er:

„Alke, kumm, gaihst du mit?“

Und aus der Tiefe klang's mit grausiger Stimme wieder:

„Den äinen Schauh will ick annücken,
Den ännern anstrüppen,
Dann will 'k di Däuwel wal kriegen.“

Wie der Bauer da seinem Pferde die Sporen geben konnte! Wie der Blitz, der durch die Luft fährt, wie der Pfeil, der vom Bogen fliegt, so ging's dahin durch die Nacht, doch Alke in Gestalt eines feurigen Bindelbaumes hinterdrein. Immer näher kam der Spuk heran, doch auch immer näher kam die höllische Jagd dem Grumfeldschen Hause. Und eben war der feurige Baum dem Pferd auf den Fersen, da setzte dieses über die unterste Thür des sonst geöffneten Einfahrtsthores, und Roß und Reiter waren gerettet. Der glühende „Wesebom" aber prallte mit Wucht gegen den Ständer zur Seite der großen Thür, daß das Haus zitterte und man noch lange die verkohlte Stelle dort wahrnahm.

Der Bauer hatte die Wette gewonnen; doch nimmer war er zu bewegen, noch einmal einen solchen gefährlichen Ritt zu unternehmen.

V.

Der Pastor zu Uesseln.

Aus längst entschwundener Zeit stammt der Ausspruch:

„In Uesseln
Is nicks te schnüffeln,"

ein Wort, das jetzt noch im Volke gang und gäbe ist, obgleich es wohl nicht im geringsten mehr paßt. Der ergiebige Steinbruch im Gehn ist eine vorzügliche Einnahmequelle für die Uesselner Leute. Ehemals allerdings mußten fast allein der Ackerboden an Roggen und die Wiesen an Gras den Lebensunterhalt für Menschen und Vieh bringen, und weil es mit Aeckern und Wiesen in Uesseln und Umgegend nicht gerade zum besten bestellt ist, so entstand jener fast zum Sprichwort erhobene Volkswitz.

Diesem „Damals" entstammt auch folgende Sage:

Weil die Bewohner der eben genannten Gegend selber nur wenig zu beißen hatten, so waren sie auch außer Stande, ihrem Geistlichen eine reiche Pfründe gewähren zu können. So kam es denn, daß dieser sich genötigt sah, durch Nebenverdienst das Fehlende selbst zu erwerben. Da er das Wagenmachen gelernt hatte, so wurden sechs Tage der Woche von ihm die harten Klötze der Eichen behauen, am siebenten aber die noch härteren Herzen der Menschen umzuformen gesucht. An jedem Tage entstand in der Werkstatt des gelehrten Handwerkers ein Rad, das machte gerad' für die Woche vom Dutzend die Hälfte. Stand solche Zahl nun

bereit, dann trat an Stelle des Arbeitskleides der schwarze Talar, der Wagenbauer wurde zum geistlichen Haupt der Gemeinde, das in schönen, zu Herzen gehenden Worten von der Kanzel herab das Evangelium Christi verkündete.

Nun gab es aber auch schon in damaligen Zeiten Leute genug, die, gerade wie heute, gerne bereit sind, dem Nächsten einen Schabernack zu spielen. Solche nichtsnutzige Menschen waren es auch, die einst dem fleißigen Manne inmitten der Woche von seinen fertiggestellten Rädern eines ins Versteck trugen. Als nun der Sonntag kam und die Werkstatt nur fünf Räder aufweisen konnte, da dachte ihr Bewohner, es sei der Tag des Herrn erst morgen, und lustig schlug er darauf los, das halbe Dutzend zu vollenden. Doch plötzlich ertönten die Glocken. Erstaunt lief der geistliche Herr im Arbeitskleide hinaus und fragte, was jenes Geläute bedeute. Als man ihm darauf erklärte, er müsse wohl gar in der Zeit verkommen sein, es sei doch heute der Sonntag, da wollte er's lange nicht glauben. Endlich aber, als man ihm die Kirchgänger wies, die von verschiedenen Seiten zum Gotteshause ihre Schritte lenkten, da dachte er doch, es sei so wie ihm die Leute sagten. Schnell warf er sich in sein geistlich Gewand, eilte zur Kirche und hielt eine Predigt schön und erbaulich wie immer; denn der Herr ließ ihn nicht zu Schanden werden, wie seine Feinde es gerne gesehen hätten.

VI.

Die beiden Schlösser.

(Merzen.)

Im nördlichen Seitenschiffe der Kirche zu Merzen befinden sich zwei Schlösser, die angeblich aus dem Türkenlande stammen. Auf gar wundersame Art sind sie nach hier gelangt.

In der Zeit nämlich, die wir kurz mit dem Wörtchen „Einst" bezeichnen, lebten im Dorfe Merzen zwei überaus fromme Christen, die zu gerne einmal die Stätte gesehen und dort ihre Kniee gebeugt hätten, wo ehedem unser Herr und Heiland wandelte. Zuletzt konnten sie dem Treiben des Herzens nicht länger widerstehen, und so zogen sie denn fort als Pilger dem gelobten Lande zu. Trotz vieler Mühen und Sorgen kamen sie endlich dort an, und nachdem sie jeden heiligen Ort besucht, machten sie sich zurück auf den Heimweg, die Herzen voll von himmlicher Wonne. Nun aber sollte das Unglück sie treffen. Die beiden frommen Pilger nahm

man gefangen, und weil sie ihren Christenglauben nicht ablegen, zum Mohamedanismus nicht übertreten wollten, so sollten sie am folgenden Tage den Tod erleiden. Der Abend kam, für die Armen im Kerker der letzte, so dachten sie und ihre grausamen Gebieter. Da beteten sie und baten den Herrn, er möge sie vor ihrem Ende noch einmal das Geläut der Merzener Glocken vernehmen lassen. Dann schliefen sie ein. Als sie am anderen Morgen die Augen aufschlugen, kam ihnen ihre Umgebung so eigen vor und doch so bekannt, daß sie sich schnell erhoben. Und siehe da, sie waren frei; nicht mehr im Gefängnis der Türken, nein, auf dem Glinsberge standen sie, und vor ihnen lag ihr Heimatdorf mit der lieblichen Kirche. Gott hatte viel mehr an ihnen gethan, als sie in ihrem Nachtgebet erfleht hatten. Schnell lenkten sie darum ihre Schritte zu seinem Hause, dankten ihm für die wundersame Rettung und weihten die Fesseln, die sie im Kerker getragen und neben sich auf dem Berge gefunden hatten, der Kirche der Heimat.

VII.

Ankum.

1.

Zu der Zeit, als Kaiser Karl die christliche Lehre in unser Land brachte, lebten auf dem Schultenhofe zu Rüssel und dem Meyerhofe zu Holsten mächtige Edelleute. Auch diese heidnischen Fürsten bekehrte der Christenkaiser. Da galt es für sie, eine Kirche zu bauen. Lange aber konnten die beiden Häuptlinge sich nicht einigen über den Platz, wo solche stehen sollte; denn jeder hätte gern das Gotteshaus nahe bei seiner Besitzung gehabt. Nach langem Beraten kamen sie endlich dahin überein, die Mitte zwischen Holsten und Rüssel zu suchen, und zwar auf folgende Weise. Am nächsten Morgen sollte jeder sein Haus bei Sonnenaufgang verlassen, um dem Wohnsitz des Gegners zuzueilen. Wo sie dann zusammentreffen würden, da sollte die Kirche erstehen. Wie die beiden verabredet hatten, so geschah's auch am anderen Tage. Bald hatten sie das Ziel erreicht. Am Hügel, von dem jetzt die Ankumer Kirche stolz in das Land schaut, da traf der eine den andern, und beide sagten: „Auf diesem Berge soll unser Gotteshaus prangen, und weil wir hier ankamen, sei Ankum für immer sein Name.“

2.

Wo jetzt das Dorf Ankum liegt, umgeben von fruchtbaren Aeckern und saftigen Wiesen, da fandest du früher unendlichen Wald, in welchem der stolze Hirsch und das liebliche Reh gar oft sich deinen Blicken zeigte. Darum suchten auch Ritter der Umgegend häufig diese Jagdgründe auf, dem edlen Waidwerke zu leben.

Einstmals war auch ein reicher Graf mit seinem Sohne dorthin gezogen. Da hatte den lebhaften Knaben ein Hirsch tief in das Dunkel des Waldes geführt. Als der Vater die Abwesenheit seines Sohnes bemerkte, suchte er ihn; doch rief er immer vergebens den Namen des Lieblings. Den ganzen Tag irrte er im Walde umher, ohne sein Kind zu finden. Da endlich, als schon der Abend nahte, fiel er nieder auf seine Kniee und bat Gott um Hilfe. „O laß mich ihn finden," so flehte der Ritter voll Kummer. „An dem Orte will ich dir, o Herr, eine Kirche erbauen, wo du den Knaben mir zeigst!"

Der Herr erhörte die Bitte des geängsteten Vaters. Kaum hatte dieser sich erhoben, da kam der Hund seines Sohnes gesprungen. Voll Freude folgte er diesem, und nach wenigen Schritten sah er sein Kind, das ermüdet vom Hasten und Jagen sich hier niedergelegt hatte und eingeschlummert war.

Der Ritter aber hielt sein Gelübde, und baute an der Stelle, wo er wieder zu seinem Kinde gekommen, dem Herrn eine Kirche, die Kirche zu Ankum.

VIII.

Der feurige Pflüger.

(Ankum.)

Wenn du die Straße von Ankum nach Bersenbrück wanderst, so liegt dir bis zur Bauerschaft Ahausen zuerst rechts und links, weiterhin noch linker Hand ein großes Ackerfeld zur Seite, der „Ankum-Ahausener Esch."

Von diesem besaß in früheren Jahren ein Bauer der dortigen Gegend eine schier unermeßliche Fläche. Nun hatte aber der Reichtum, wie es so oft geschieht, diesen Bauernkönig zu einem Geizhals ohne gleichen gemacht. Kaum war im Herbste die Frucht heimgebracht oder im Frühjahr die Zeit zum Säen des Sommergetreides herangerückt, dann sah man ihn auch schon seine Furchen ziehen, nur um dem Nachbarn zuvorzukommen; damit nicht etwa

dieser das an der Grenze gewachsene Kraut seinem Acker hinzupflüge. Aber nicht nur dieses, auch die Erde vom Grundstück des Nächsten konnte der geizige Bauer gebrauchen. Vor seinem Gelüste nach immer größerem Länderreichtum war selbst der Markstein nicht sicher.

So hatte sich der Geizhals jahraus, jahrein auf Kosten der Umwohner bereichert. Nun kam er zum Sterben, und es folgte die Strafe. Wiedergehen mußte er, so sagen die Leute. Und er muß es noch heutigen Tages.

Kommt im Lenz oder Herbst die Zeit des Ackerbestellens, dann öffnet des Nachts um die zwölfte Stunde sich sein Grab. Er wandert hinaus auf sein Feld, wo aus der Erde tiefem Schacht ein feurig Viergespann emporsteigt. Die Knochenhände des grausen Gerippes ergreifen den Pflug und die Zügel, und fort geht es. Immer hart an dem Grenzstein vorbei werden die Furchen gezogen. Funken und Feuer sprühen ringsum; doch nie wird die Arbeit vollendet. Jede Nacht kannst du den feurigen Pflüger dort sehen, ein Schreckbild für dich, der du's vielleicht auch mit der Erde des Nächsten nicht so genau nimmst.

IX.

Das Kloster zu Bersenbrück.

Bersenbrück hatte vor Jahren ein Nonnenkloster, von dem das Volk noch jetzt erzählt; was, das sei im folgenden wiedergegeben.

1. Die Jungfrau von Ravensberg.

In dem sogenannten „Quaden Ort“ bei Bersenbrück findest du eine Anhöhe, die rund herum eine Vertiefung aufzuweisen hat. Der Name allein schon und nun auch noch dieses, das giebt uns zu denken.

Was ist's denn, das hier geschehen?

Vor Zeiten erhob an dieser Stelle sich die stolze Burg der Grafen von Ravensberg, und jene Vertiefung war einst ein gewaltiger Schloßgraben. In der Nähe hatten auch Leute sich angesiedelt, genießend den Schutz des mächtigen Herrn. Es erinnert daran noch das unter dem Namen „Dorfkamp“ bekannte Grundstück. Weil aber die Wasser der Hase häufig ihr Bett verließen und die benachbarte Ansiedelung überschwemmten, so mußten die dortigen Bewohner trotz des Grafenschutzes den „bösen Ort“ verlassen. Sie

verlegten ihren Wohnsitz nach dem jetzigen Priggenhagen. Der vereinsamte Ravensberger zog ihnen bald nach und ließ sich da nieder, wo heute die Gebäulichkeiten des Landratsamtes sich befinden.

Aber das edle Geschlecht sollte nicht lange hier blühen. Ein Zweig desselben nach dem andern siechte dahin. Zuletzt war nur noch eine Jungfrau derer von Ravensberg. Diese hatte ihr Herz einem edlen Ritter geschenkt. Die Vermählung stand nahe bevor, und heiteres Leben sollten von dieser Stunde an die Mauern des Grafenschlosses schau'n und erleben. Doch wie so ganz anders geschah es.

Ein ruchloser Nebenbuhler erschlug hinterrücks den von der Jungfrau zum Gemahl erkorenen Helden. Da war die Edle voll Betrübnis und Kummer. In ihrem Elend suchte sie Trost und Hilfe bei Gott, sie wandte sich zum Muttergottesbilde am Hasestrom. Lange Zeit verbrachte sie dort knieend und betend. Da gab der Höchste, um was sie gebeten. Nun beugte sie noch einmal ihre Kniee und gelobte:

„In jenes Schlosses weiten Hallen,
Die meiner Ahnen Stolz und Ruhm,
Soll fürder nur Dein Lob erschallen,
Sie sei'n fortan Dein Heiligtum."

Mit stillem Frieden im Herzen kehrte die Jungfrau zurück. Was sie gelobt, das wurde gehalten. Der Väter Schloß wurde zum Kloster, die Stifterin selbst, dem Heiland vermählt, die erste Nonne dortselbst.

2. Die betende Nonne.

Wohl kaum ein Jahr vergeht, an dem nicht im Hasethale, vom Blitzstrahl getroffen, eine menschliche Wohnung eingeäschert wird. Oft trifft das zuckende Feuer auch gar ein Haus des Herrn. Und mit dem verheerenden Feuer kommt manchmal auch der Saat und Frucht vernichtende Hagel. Die Gewitter, die über den Fluren des Artlandes niederkommen, sind schwer wie die Sünden der Menschen.

Zu der Zeit, als noch das Kloster in Bersenbrück bestand, folgte auch einst im heißen August der langen, drückenden Schwüle unheimliches Wetter. Da schlich sich bei Sturm und Donner und zuckendem Blitz eine Nonne in die Kirche des Klosters und beugte vor Gottes Altar in Demut die Kniee. Es flehte die Gute für den Wanderer auf einsamer Heide, für den Hirt und die Herde des Feldes, für die Saat auf dem Acker, für Haus und Hof und den heiligen Raum, in welchem sie weilte. „Und kann mein Tod

das Land von diesem Unwetter befreien," so betete sie, „nun dann, so will ich gerne sterben."

Da — ein Feuerstrahl, ein Knall wie nie zuvor und dann — unheimliche Stille.

Erschlagen lag die fromme Beterin da, für die böse Welt gab sie ihr Leben. Doch draußen strömte rauschender Regen hernieder, erquickend die dürstende Flur und das Feld. Alles atmete erleichtert auf, rief: „Gott sei Dank" — und sündigte weiter und gedachte nicht des Opfers und des dereinstigen Endes.

---

3. Der Böse am Feldmühlenbach.

Wanderer, der du die Straße von Bersenbrück nach Badbergen dahinziehst, bist du gekommen bis da, wo Feldmühlenbach und Straße sich queren, so halte ein wenig an diesem Ort dich auf.

Du stehst dort auf einer Brücke, und unter dir rauschen die Wasser, blicke ihnen nach und stütze dich ein Weilchen auf das Geländer zur Rechten. Es eilen die Wellen zu deinen Füßen dahin, dem nahen Gewässer der Hase zu. Dunkle Tannen spiegeln sich in den klaren Fluten. Am rechten Ufer siehst du die des Forstortes „Freude", am linken jene des zur Klosterkammer gehörigen „Dick", beide den Feldmühlenbach begleitend, bis dieser ans Ziel seiner Wanderung gekommen.

Bange könnte dir werden, wenn du nachts diese Stelle passiertest, und banger noch würde dir sein, wenn du wüßtest, wer hier hauste und was hier alles geschehen ist in früheren Zeiten. Du stehst nämlich hier auf dem Gebiete des Teufels. Dort vor dir im „Dick". vor der sogenannten „Roen Hoake" begrub man einstens die Leiber derer, die sich selber den Tod gesucht hatten; ein Armsünderkirchhof war einst an jenem Orte. Uns erfüllt der Anblick mit Wehmut und Trauer, den Bösen aber freute es immer, wenn man wieder dort einen Unglücksmenschen bestattete. Gingest du über diesen Totenplatz weiter hinein in den Forst, so fändest du dort ein eigenartiges Grundstück, ein längliches Viereck, eingeschlossen rundum von einem gar mächtigen Wall und einem viel über doppeltmannstiefen Graben, das Schwedenlager, so nennen's die Leute. Zur Zeit des gewaltigen Krieges, der deutsche Fluren vernichtete wie keiner, der vor ihm gekämpft und nach ihm gewesen, da war's ein bedeutsamer Ort. Durch Einstellen eines Stauwerks im Feldmühlenbach füllte der Graben sich gar bald mit Wasser, und eine Festung ward also geschaffen, die keiner so leicht zu nehmen vermochte. Was hier alles geschehen, das meldet kein Buch und

kein Blatt: doch viel Gutes ist's sicherlich nimmer gewesen. Doch mehr noch! Schrittest du weiter bis an die Hase, so wärst du allda angelangt, wo noch jetzt in dunkler Nacht ein Spukgeist sein Wesen treibt. Es ist Sarminghausen, der alte Amtmann, der einst an geheiligtem Gut sich vergriff und es in die Fluten der Hase warf. Der Frevelthat folgte die Strafe. Bei einer Kahnfahrt verunglückte jener Reliquienschänder. An den Zweigen des Weidengebüsches dort, das seine Arme weit in die Wasser der Hase streckt, da zerrt er allabendlich und schreiet um Hilfe. Dann kommt der Böse; er zieht ihn heraus aus dem kühlen Bett, und sie beide lustwandeln im Walde.

Doch nun genug auch, du schauderst und wendest dich ab, ob all' des Bösen, was hier einst geschah. Komm mit ans Geländer zur Linken. Dort schaust Du ein anderes Bild. Still ruht dort zwischen Busch und Baum die einsame Feldmühle. Dahinter erblickst du den Teich, der gespeist wird vom Feldmühlenbach, über dem du stehst, der schon die Reise durch Ahausen und Lohbeck gemacht hat, der dann, nachdem er ein wenig im Teiche der Ruhe gepflegt, die Mühlräder dreht und plätschernd sich darob weiter begiebt zum Ort, von dem ich dir erst schon erzählte.

So sieht es jetzt allhier aus. Doch es gab eine Zeit, da war's noch viel dichter und dunkler ringsum von all' dem Gebüsch und den Bäumen. Aus jenem „Damals" will ich dir eins noch berichten.

Es hatten die Wasser des Feldmühlenbaches noch nimmer ein Mühlrad gedreht. Die Menschenkinder mieden die ganze Gegend aus Furcht vor dem Bösen, der, wie sie wußten, hier wohnte und sich mit dem Wasser vergnügte. Als aber das Kloster zu Bersenbrück gestiftet wurde, da bauten die Nonnen hierorts die Feldmühle und setzten ein Stauwerk ins Gewässer des Teufels, was diesem nimmer gefiel. Aber auch den Ahauser und Lohbecker Bauern war es keineswegs nach ihrem Sinn, wurden doch durch diese Anlage ihre Wiesen unterstaut. Gern wären sie in der Nacht hingegangen und hätten das Stauwerk entfernt. Ja einige Male versuchten es auch wirklich ein paar beherzte Burschen. Doch der Böse, der den Bersenbrücker Frommen und ihrem Werke so gern das Verderben gebracht hätte und der deshalb hier spukte und tobte, erschien, als sie kaum ihre Arbeit begonnen hatten. Er rumorte im Wasser mit solcher Gewalt, daß jene schnell das Weite suchten. So erging's auch den andern, die später noch dasselbe Werk wieder aufnahmen. Immer vertrieb sie der Böse, der doch dasselbe verwünschte wie sie, nämlich die Mühle am Feldmühlenbach.

X.

Warnefeld und der Teufel.

(Talge.)

In der Bauerschaft Talge liegen dicht beisammen, wohl ehemals ein Besitztum bildend, die beiden Warnefeldschen Höfe.

Vorzeiten befanden sich hier noch ungeheuere Eichenwälder, der Lieblingsaufenthalt eines der Ahnen vom Gr.-Warnefeldschen Erbe. Kaum ein heißer Sommertag verging, an welchem dieser Artlandbauer nicht im kühlen Waldesschatten lustwandelte, sich freuend am lieblichen Gesang der Vögel, dem geheimnisvollen Rauschen der Blätter, dem herrlichen Zauber des Waldes.

Einstmals war er weiter hinein in sein Heiligtum vorgedrungen, durch die wuchernden Farnkräuter und das Dickicht unter den mehr als hundertjährigen Eichen hindurch, bis an einen Ort, den wohl vor ihm noch kaum ein Menschenkind betreten hatte. Mitten im Walde befand sich hier ein freier Platz besäet mit bunten Blumen der mannichfachsten Art, umschwebt von Schmetterlingen und Libellen. Käfer schwirrten umher, und Bienen und Hummeln umsummten die süß duftenden Blüten, und über dem allen lag der lachende, goldene Sonnenschein. Ganz im Beschauen dieser Herrlichkeit versunken stand der Bauer da. Doch plötzlich nahm ein anderes Bild seine Augen gefangen. Zwischen Blumen und Kräutern dahingestreckt, halb beschattet von einer besonders hohen Eiche am Rande dieses wundersamen Fleckchens im Herzen des Waldes, lag eine grause Gestalt, und nicht weit davon im goldigen Sonnenscheine stand eine Korbwanne, aus der es schillerte und schimmerte, mehr als von all' den tausend Blumen mit ihren unzähligen Näschern, es war eine Wanne mit Gold. Der Teufel, dieser Gedanke fuhr sogleich dem erschreckten Beschauer durch den Kopf. Der Böse sonnt sein Gold, so dachte er. Dann schlich er sich still zurück.

Den andern Tag zog's unsern Entdecker wieder an jenen eigenen Ort, und wieder bot sich seinen Augen das Bild, das sie gestern geschaut. So ging's fort eine Reihe von Tagen. Da hatte aber auch schon das teuflische Gold eine solche Macht über den Besucher des Waldes gewonnen, daß er Blätterpracht, Vogelsang und Blütenzauber vergaß und nur noch der eine Wunsch sein Herz erfüllte:

Das schillernde Gold,
das schimmernde Geld,
o wäre es mein!

Nun sann er und sann, wie es zu erlangen sei. Endlich hatte er die richtige Weise gefunden.

An einem herrlichen Morgen, der sonnige Tagesstunden verhieß, machte der Bauer sich auf nach jenem Goldplatz im Walde. In den Zweigen der hohen Eiche, in deren Schatten der Böse sonst lag, seinen Schatz zu behüten, versteckte er sich und wartete des Teufels. Der Sonnenball stieg bald höher hinauf, da erschien auch der Böse. Doch kaum hatte er sein Geld zum Empfange der wärmenden Strahlen bereit gestellt, da fiel aus der Hand des Beobachters dort oben im schützenden Blätterdach ein Rechenpfennig mit eingeprägtem Kreuze herab mitten unter die Goldstücke des Teufels. Hei, wie der Böse da wetterte, fluchte und tobte! Voll Grimm zog er endlich ab; denn seine Macht über das Geld hatte das Kreuz ihm genommen. Der Bauer aber schaffte den Schatz in sein Haus und war von Stund an der Reichste im Orte.

Zwar hatte er wohl nicht sein Herz so ganz an das Gold gehängt, er verwandte es zu den edelsten Zwecken, und nach wie vor ging er im Walde spazieren und freute sich desselben wie in früheren Tagen; aber jenen Ort, an dem er seinen Reichtum empfangen, konnte er nicht meiden. Vielleicht, doch wer kann es sagen, besuchte er ihn wieder und wieder, um noch größere Güter zu erlangen. Das aber war sein Verderben. Hier hatte der Teufel Macht über ihn, und hier saß er und brütete Rache. Als der Bauer einstmals unter jener Eiche daherschritt, die so bedeutungsvoll für ihn geworden, da warf ihm der Böse von oben herab einen knorrigen Ast an die Beine, und ach, er hatte gar gut getroffen und sein Opfer dadurch zeitlebens zum Krüppel gemacht.

Die Talger Bauern hatten den Warnefeld gern, und allen that es recht leid, daß ihm solch Unglück geschehen, war er doch stets mit Rat und That bei der Hand gewesen, galt es einen Schmerz zu lindern, selbst sein Geld hatte er bei derlei Fällen nimmer geschont. Dafür wollten nun auch sie sich ihm dankbar erzeigen. Gern hätten sie ihn wieder gesunden sehen, doch das stand nicht in ihrer Macht, so boten sie ihm denn ein Geschenk, ein solches gar eigener Art. Er sollte ein Stück Wiesengrund als Eigentum bekommen und zwar soviel, als er in einem Tage mit seinen lahmen Beinen zu umkriechen vermochte. Damals waren nämlich die Marken noch nicht geteilt, und alle Grasfläche gehörte der ganzen Gemeinde, und das Vieh konnten die Leute weiden, wo sie nur wollten.

Dieses sonderbare Vorrecht, was ihm die Nachbarn gewährten, nutzte nun Gr.-Warnefeld auch aus. An einem Tage um

St. Johannis stand er früh auf als es eben tagte und gab sich ans Kriechen. Als der Abend kam, hatte er eine große Fläche umzogen: das war jetzt sein Eigentum. Man nennt es noch heute die „Grote Nerenwiske."

—

XI.

Der Käseberg.

(Talge.)

Leicht kann der Artlandbauer zu Wohlhabenheit und Reichtum gelangen, liefern doch seine fruchtbaren Aecker, seine saftigen Wiesen alljährlich reichen Ertrag, nur eins darf er nicht schonen, die Arbeit. Kl.-Warnefeld aber in der Bauerschaft Talge wollte, es sind schon manche Jahre seitdem vergangen, ohne viel sauren Schweiß sich zum reichen Manne machen. Wie er dabei fuhr, das erzählt man sich folgendermaßen:

In der Nähe seiner Behausung befand sich damals und befindet sich auch jetzt noch ein nach Höhe und Umfang zwar nicht bedeutender, doch sonst gar merkwürdiger Sandhügel, der „Käseberg." In diesem lagerte ein gewaltiger Schatz, so hatte jener schlaue Bauersmann mit Hilfe der schwarzen Kunst in Erfahrung gebracht. Diesen galt es zu heben. Auf einen Tag erschienen sämtliche Heuerleute Warnefelds in dessen Erbwohnhause mit Hacke und Spaten, wie man sie kommen geheißen, und begaben sich mit dem Bauer gemeinsam zum Arbeitsplatze, zum Schatzberge. Dort angekommen, wurde jedem tiefes Schweigen geboten; denn sonst ließe sich das Verborgene nimmer heben, so sagte der Bauer. Dann ging man ans Werk. Schon war eine recht tiefe Grube entstanden, und immer noch ließ der Schatz sich nicht blicken. Stillschweigend aber arbeitete man weiter. Und siehe da, jetzt stießen die Gräber auf etwas Hartes. Noch ein paar Wurf Erde zur Seite, und eine eiserne Kiste wurde sichtbar, ein großes Ungetüm, in dem schier unermeßliche Schätze verborgen sein konnten. Mit großer Mühe gelang es, die Kiste zu heben. Jetzt noch ein kräftiger Ruck, und sie war ihrem Grabe entrissen. Doch — o Wunder, welch eigener Anblick auf dem nahen Damme! Ein mit Heu beladener Wagen, von vier Gänsen gezogen, von einem Fuchse als Fuhrmann begleitet, der kam des Weges gefahren. Das war selbst für unsere Schatzgräber eine so seltsame Augenweide, daß sie alles andere darob vergaßen. „Kik äis, kik äis," so riefen sie alle. Kaum

aber waren solche Worte den Lippen der Staunenden entschlüpft, da stürzte auch schon der halb gehobene Schatz in die Grube zurück, so tief, daß keiner ihn jemals wieder gesehen hat und niemand ihn fürder zu heben vermag.

Jener Fuhrmann aber des seltsamen Gefährtes, es war kein anderer als der leidige Teufel.

XII.

Die Mohrenhand.

(Langen.)

Auf dem Siemeringhofe in Langen hat sich Jahrhunderte lang ein mit vertrockneter Haut umgebener Knochen befunden, der ungefähr die Gestalt einer abgehauenen Hand besaß. Deswegen und der schwarzen Farbe halber wurde er vom Volke nicht anders bezeichnet als mit dem Namen „Die Mohrenhand."

Das Eigenartige an dieser Hand war nun, daß sie stets nach Siemerings Erbe zurückkehrte, wohin man sie immer auch brachte. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, in der die Bauern manchmal Kriegsfuhren zu leisten hatten, schickte man sie mehrmals fort. So hatten auch einst die Knechte des Siemering bei einer Fahrt an den Rhein den unbequemen und grausigen Gast mitgenommen, und hier angelangt, schleuderten sie ihn tief in des Stromes Flut. Von dort, so glaubten die thörichten Leute, könne die Hand nimmer zurück. Als sie aber nach geraumer Zeit auf ihres Herrn Hofe wieder ankamen, war der schwarze Knochen schon längst nach dort zurückgekehrt und befand sich am alten Platze wie vorher. Alles Wegbringen, Vergraben, Verbrennen und Bannen war ohne Nutzen.

So läge das unheimliche Ding noch wohl jetzt in Siemerings Keller, wenn man es nicht vor etwa hundert Jahren dort eingemauert hätte. Sei's nun, daß dies die richtige Weise gewesen, es fortzubringen oder sei es, daß auch dieser dürren Hand nur eine gewisse Zeit zu wirken vergönnt war, kurz seitdem ist sie verschwunden und mit ihr das Unglück, das sie dem Hofe brachte. Doch hören wir, wie und woher die Hand einst gekommen.

Es war in einer überaus finsteren Nacht, als der Knecht des Siemeringhofes, der auf der „Kloppenburg," einer Kammer über dem Pferdestalle, schlief, über sich in der Luft einen gewaltigen Sturm vernahm und zwischendurch ein Jägerhallo und Hundegebell. Die wilde Joejagd zog über ihn hin, vor der sich am besten jeder hütet, so gut wie er kann. Unseren Knecht aber, nicht genug,

daß er diesem tollen Treiben sein Ohr lieh, es mußte ihn noch der Böse plagen, daß er das Fenster öffnete und in die schaurige Nacht hineinrief: „Böär mi ock mit." Noch hatte er kaum gesprochen, da sauste auch schon mit Blitzesschnelle ein dunkler Gegenstand durchs Fenster hindurch zu seinen Füßen nieder. Aber jener konnte ihn der Finsternis wegen nicht sehen und wußte auch nicht, wohin er gefallen. Doch zu Tode erschrocken, schloß er das Fenster und legte sich nieder. Allein ruhelos wälzte er sich auf seinem Lager, es floh der Schlaf seine Augen. Und kaum begann es zu dämmern, da erfaßte ihn von neuem Entsetzen. Vor sich auf der Decke des Bettes sah er einen schwarzen, blutigen Klumpen, die Hand eines Mohren, seinen Anteil an der Jagdbeute, um den er gebeten. Vor Schrecken bleich ergriff er die grausige Masse und schleuderte sie zum Fenster hinaus. Doch sein Beginnen war ohne Nutzen und alles, was auch später noch mit der Mohrenhand geschah; sie kehrte immer zurück.

Seit dieser häßlichen Nacht ging es gar schlimm her auf Siemerings Erbe; denn rührte die Hand sich, so kehrte der Tod ein. Ganze Geschlechter gingen zu Grunde, und Fremde bekamen den Hof mit seiner unheimlichen Zugabe. Diese duldete auch nimmer, daß am Sonnabend gesponnen wurde. Als einst eine Magd es doch wagte, und um nicht gesehen zu werden, sich in den Braubottich setzte, erschien dort die Schwarze, die fleißige Spinnerin zu vertreiben.

XIII.

Hill'gen Hall.

(Badbergen.)

Vor undenklichen Zeiten wanderte einstmals ein Riese durch unser Land. Auf seiner Reise hatte er die Holzschuhe allmählich voll Sand bekommen. Der quälte ihn, und deshalb zog er seine Hünenklumpen von den Füßen, um den Sand aus denselben zu entfernen. Darauf setzte er seine Wanderung fort. Doch an jener Stelle befand sich von Stund an ein Sandhügel; das war die Erde, welche der Riese zwischen den Zehen gehabt hatte. Oben auf diesem Berge lag ein Stein, auch aus dem Holzschuh des Riesen geschüttet, der war so groß wie ein Granitblock vom Hünengrabe zu Hekese. Solches ist also geschehen in der Nähe vom jetzigen Meyerhofe zu Devern auf einer Sandfläche, die von dem Orte, wo jetzt das Dorf Badbergen liegt, damals noch durch einen schmalen Streifen wässerigen, morastigen Bodens getrennt war.

Jahre waren seitdem schon ins Land gegangen. Der Schulte zu Rüssel und der Meyer zu Holsten hatten längst die Kirche zu Ankum gebaut, und hier war auch das Dorf gleichen Namens entstanden. Da wohnte im selben eine reiche Witwe, die lange bettlägerig war und schon viel hatte leiden müssen. Endlich gelobte sie, wenn sie wieder gesunden würde, so wollte sie eine Kapelle erbauen an dem Orte, wo sich eine in Ankum aufgelassene Gans niedersetzte. Sogleich gab die Krankheit nach, und bald war die Witfrau genesen. Nun erfüllte sie auch alsbald ihr Gelübde. Die Gans, die sie fliegen ließ, nahm ihren Weg über Druchhorn, Suttrup und das Vehser Bruch und setzte sich in den Morast an jenem vorhin genannten Berge. Hier erstand nun gar bald die Kapelle, die jene Witwe zu stiften versprochen, und in der Nähe derselben ließen sich Ansiedler nieder. Aus dem Morast wurde fruchtbarer Wiesengrund. Der Ort aber, der also aufblühte, bekam den Namen „Badbergen,“ weil sich die Gans am „Berge“ zum „Baden“ ins Wasser begab. Jenen Kapellenberg aber nannte man nicht anders als „Hill'gen Hall.“

Als die Kapelle dortselbst längst nicht mehr stand, und man schon lange im Orte selber ein Gotteshaus besaß, wurden noch alljährlich Ostern und Pfingsten Prozessionen zum heiligen Berge unternommen. Ostern kam dort sogar das ganze Kirchspiel zusammen. Die jungen Leute schlugen Ball, spielten mit Ostereiern und übten sich im Radschlagen und Wettlaufen bis an den Abend. Alsdann wurde hier ein großes Osterfeuer abgebrannt, das die Jugend singend umtanzte.

Jetzt ist auch der heilige Berg verschwunden. Man verwandte ihn beim Bau der Badberger Straße, und nichts mehr als die Sage ist uns von „Hill'gen Hall“ erhalten geblieben.

XIV.

Der ungerechte Schulte.

(Nortrup.)

Vor einer Reihe von Jahren, als es in unserer Heimat noch Freie und Unfreie gab, lebten in Nortrup einmal zwei ehrsame und tugendhafte Jungfrauen, die freien Standes waren, die aber ein habgieriger Bauer in dortiger Gegend zu Leibeigenen seines Hofes machen wollte. Da gingen die beiden Bedrohten zum Schulzen auf den Nordhof, um ihm ihre Freibriefe zu zeigen und also Schutz zu finden. Sie hatten sich aber an einen ungerechten Richter ge-

wandt. Der Schulze, ein Mann ohne Gewissen, dazu noch von jenem Geizhals bestochen, ließ anscheinend unabsichtlich die wertvollen Dokumente ins Herdfeuer fallen, daß sie hell aufbrannten. Nun waren die armen Jungfrauen des einzigen Beweismittels ihrer Freiheit beraubt und gehörten von Stund an als Leibeigene ihrem Bedrücker.

Den ungerechten Schulzen ereilte aber gar bald das Gericht. Er starb kurze Zeit nach jener Freventhat und mußte nun seiner Schlechtigkeit halber spuken gehen. Als schwarze Dogge lag er des Nachts hinter dem Herde, an dem er gesündigt. Bald jagte er die Magd in Angst, indem er ihr seine Tatzen auf die Schultern legte und das Licht ausblies, das sie eben ansteckte, bald schreckte er sämtliche Hausgenossen auf, dadurch, daß er als feuersprühender Höllenhund zur Thür hereinfuhr.

Geistliche wurden geholt, den Bösen zu bannen; doch lange Zeit wollte es ihnen nicht gelingen. Endlich aber brachte der Pastor zu Alfhausen den Spuk auf einen Wagen, und mit diesem sollte nun das Ungetüm fortgeführt werden. Da fing der Geist gar kläglich an zu jammern, ob denn keiner da sei, der ihn noch zu sehen wünschte. Leider war der jüngste Sohn des Hauses so mitleidig, daß er sagte: „Einmal möchte ich den Vater noch wohl sehen." Mit diesen Worten war der Bann gebrochen, und von jetzt ab wütete der Hund ärger denn zuvor.

Nach langem vergeblichen Beginnen wurde er jedoch endlich wieder auf den Wagen gebannt, und obwohl er auch jetzt wieder die vorhin angewandte List gebrauchte, sie nützte ihm nichts. Der Wagen mit dem Spukgeiste entfernte sich immer mehr von dem Nortruper Schultenhofe. Da versuchte der Gebannte ein anderes Mittel, frei zu werden. Er machte sich so schwer, daß die Pferde ihn kaum zu ziehen vermochten. Man mußte derer zuletzt acht vorspannen, und dennoch kroch das Gefährt nur dahin wie eine Schnecke. Endlich wurde der Geist so schwer, daß er durch die Unterbretter des Wagens sank. Da lag er nun auf dem Boden und flehte, man möchte ihm doch vergönnen, nach dem Schultenhofe zurückkehren zu dürfen, und sei es auch nur jedes Jahr um die Länge eines Hasensprunges. Das wurde ihm jedoch nicht vergönnt.

Zwar darf er zurückkehren; aber nur einen Hahnentritt kann er sich jedes Jahr seinem früheren Wohnsitze nähern. Von der „Seelhorst" aber, so heißt nämlich der Ort, eine Wiese, wohin man den Geist des ungerechten Richters brachte, bis zum Schultenhofe ist eine lange Strecke, und noch lange Jahre wird

der Böse gebrauchen, um endlich hier wieder anzulangen. In unseren Tagen treibt er noch immer sein Wesen in jener Wiese; doch wird der Spuk nur selten gesehen, wohl aus dem Grunde, weil keiner sich zur Nachtzeit so leicht dorthin verirrt.

XV.

Menslage.

Vor fast undenklichen Zeiten hatte Menslage noch keine Kirche; nur eine Kapelle stand an dem Orte, der damals das Rosenthal hieß. Einen Kirchhof gab es dort auch nicht: die Verstorbenen wurden in Löningen begraben, zu welcher Kirche die Menslager eigentlich gehörten. Weil nun im Winter die Hase häufig über die Ufer trat und die ganze Umgegend überschwemmte, so baute man neben jener Kapelle ein Leichenhaus. In diesem wurden die Leichen solange untergebracht bis das Wasser gefallen und der Weg nach Löningen frei war. Weil nun die Ueberschwemmung oft recht lange dauerte, so füllte sich manchmal das Leichenhaus, es lagerten dort viele Menschen. Daher entstand der Name Menschenlager, aus dem nachher das Wort „Menslage“ wurde.

Später wurde im Rosenthale ein Kloster gebaut. In diesem hatte man ein Marienbild, das große Wunder thun konnte. Einstmals war es plötzlich verschwunden, und lange Zeit suchte man vergebens nach dem wertvollen Heiligtume. Endlich fand man es und zwar da, wo sich jetzt die Gebäude des Stiftes Börstel befinden. Voll Freude wurde es heimgebracht; doch nach kurzer Zeit vermißte man das Bild abermals. Genau an derselben Stelle, wo man's früher gefunden, fand man's auch jetzt. Als solches öfters geschah, entschloß man sich, dem Wunsche der Jungfrau (denn was sollte das Verschwinden des Bildes anders bedeuten) Folge zu leisten. Man verlegte das Kloster im Rosenthale zu Menslage nach Börstel, wo die Gebäude desselben noch heute bestehen.

XVI.

Das Kloster zu Börstel.

Im Innern der Stiftskirche zu Börstel befindet sich in der zur Linken vom Altar aus gelegenen Wand eine durch ein Gitter verschließbare Nische, in welcher früher ein Marienbild seinen Platz

hatte, das durch seine wundersamen Thaten weit und breit berühmt geworden war.

Als aber der protestantische Glaube in Börstel einzog und auch viele Nonnen dazu übertraten, nahm das Bild gar oft traurige Züge an, vergoß sogar manchmal die bittersten Thränen. Das erbarmte die beim alten Glauben gebliebenen Schwestern. Sie nahmen das Heiligtum bei einer feierlichen Wallfahrt mit hinaus ins Freie, und nun bezeichnete das Bild den Weg, den sie gehen sollten. Es wurde so leicht, als würde es von Engeln getragen. Kamen aber die Wallfahrer vom rechten Wege ab, dann wurde es schwer wie Blei. So zogen sie weiter und weiter, bis sie endlich nach Telgte gelangten. Da begann mit einem Male das Bild zu lächeln, und die frommen Waller deuteten es so, als wolle Maria hier bleiben. Mit vielem Jubel brachten sie das Heiligtum in die dortige Kirche, wo es fortan wieder Wunder und Zeichen that, und wo es noch heute vorhanden ist.

XVII.

Die Kirche zu Bippen.

Wenn man in dem wellenförmigen Hügellande der Umgegend von Bippen auf irgend einer Anhöhe steht und läßt seinen Blick nach allen vier Winden über das Land schweifen, so erblickt man meistens eine beträchtliche Anzahl von Kirchtürmen; denn die Gotteshäuser hiesiger Gegend stehen fast ausnahmslos hoch. Anders ist es mit der Kirche in Bippen. Der Beschauer muß schon auf einer in nächster Nähe des Dorfes befindlichen Höhe seinen Platz haben, sonst bleibt ihm der freundlich winkende Kirchturm im Thalgrunde verborgen. Warum hat man gerade ihm einen solch erhabenen Thron, wie ihn seine Kameraden empfingen, versagt?

Die Sage erzählt so:

Es sollte auf der Wartelshöhe, einer mit dunklen Tannen bestandenen Erhebung zwischen Bippen und Hartlage, das Gotteshaus für die Umwohner gebaut werden. Aber jedenfalls hatte man vergessen, den himmlischen Baumeister um seine Einwilligung zu fragen, oder hatte gar der Böse die Hand mit im Spiele, genug — das Bauwerk gelang nicht. Was am Tage mit Mühe und Not aufgerichtet worden war, das lag am anderen Morgen wieder zu ebener Erde. Da beschloß man durch ein Gottesurteil den Ort ausfindig zu machen, wo das Haus des Herrn gebaut werden müßte; denn bis jetzt war der richtige Platz nicht gefunden, das

lag klar auf der Hand. Man ließ zu diesem Zwecke von der Wartelshöhe einen Schwan auffliegen. Dieser steuerte gar bald seinem Elemente zu, er ließ sich nieder in den Gewässern der saftigen Wiesen des Thales. Hier baute man nun, nachdem der Boden bedeutend erhöht worden war, die Kirche zu Bippen. Das schwere Gebäude sank in dem aufgefahrenen Sande mit der Zeit immer tiefer ein, sodaß man sich später genötigt sah, den Boden und infolgedessen auch die Kirche zu erhöhen. Da bei den neuen Mauern eine andere Sorte von Steinen verwandt wurde als vorher, so läßt sich der Ausbau noch deutlich erkennen.

Wie es früher überall geschah, so ließ auch die Bippener Kirche ihre Glocken am Orte gießen. In „Däi Klockkuhlen" am Wege von Bippen nach Dalum, wo noch jetzt in der Nacht die Spukgeister hausen, wurde das Werk vollbracht. Die drei neuerstandenen Mahner brachte man in den Turm, und die Umwohner freuten sich am lieblichen Geläut. Leider aber wurde später von den Holländern eine Glocke gestohlen.

Die Leute erzählen: In einer finsteren Nacht drangen die Diebe in den Turm, nahmen die Glocke ab, brachen aus dem nach dem Kirchhofe zu gelegenen Schallloche die Teilungssäule aus (sie fehlte noch bis vor kurzer Zeit) und warfen diese nebst der Glocke auf den Friedhof. Bewohner des Ortes fanden am andern Morgen wohl die Säule; die Glocke aber war verschwunden. Die Diebe brachten sie nach Holland. Hier läutet sie noch jetzt den Bewohnern von Alkmaar.

XVIII.

Junker Hacke.

(Bippen.)

Wenn du die Straße von Bippen nach Ankum wanderst, so kommst du beim Verlassen der Bippener Marken über die sogenannte „Bunte Brücke." Diese hatte früher zu beiden Seiten ein schwarz-weiß gestrichenes Geländer, das ihr jedenfalls den eigenen Namen einbrachte.

In der Nähe dieser Brücke, auf dem bis vor einigen Jahren noch vorhandenen „Junkerknapp," wohnte vor Zeiten der Junker Hacke, der große Besitzungen in der Umgegend sein eigen nannte. Zu diesen zählte auch eine Mühle, die in einer Thalmulde lag, durch welche jetzt der Kirchweg von Restrup nach Bippen führt.

Die betreffende Stelle, ein Ort, an dem es in dunkler Nacht nicht recht geheuer sein soll, heißt noch heute die „alte Mühle." Eine nahe Wiese, Hackendiek genannt, bezeichnet noch jetzt den ehemaligen Mühlenteich. Das Ackerland des reichen Junkers oder wenigstens ein Teil desselben befand sich in dem jetzigen Restruper Esch, von dem das betreffende Stück noch heutigentags der „Herren Esch" genannt wird.

Junker Hacke war ein eifriger Jäger. Fast immer hielt er sich in seinen wildreichen Jagdgründen auf; selten sah man ihn in bewohnten Gegenden. Ließ er sich dort einmal blicken, so zogen sich die Leute ängstlich vor ihm zurück; denn keiner hatte gern zu thun mit dem gottlosen Gesellen, bei dem Fluchen und Schimpfen kein Ende nahm. In sein Haus kam der Jäger nur ganz ausnahmsweise, wie freundlich ihn auch immer seine liebliche Frau empfing. Gern hätte sie ihn auch von seinem bösen Thun und Treiben abgebracht; stets jedoch war ihr Mühen vergebens.

Einmal, als er gerade zu Hause weilte, es war am Ostermorgen, suchte sie ihn zu überreden, mit ihr die Kirche zu besuchen. Und wirklich, ihre Worte machten diesmal Eindruck. Der Jäger entschloß sich mitzugehen. Die Büchse hing schon an der Wand, und eben sollte der Jagdanzug mit einem andern vertauscht werden, da dachte der Teufel: „Nun ist's Zeit, sonst geht vielleicht der Pfaff mir mit dem schönen Bissen durch, und ich hab's Nachsehen."

Flugs zog er ein Hasenfell über und schaute beim Junker Hacke zum Hühnerloch hinein. Den Hasen sehen und die guten Vorsätze vergessen war eins beim wilden Jäger. Schnell griff er nach der Büchse und rief: „Erst will'k den Hoasen häbben." Seine Frau hielt ihn zwar zurück und wies ihn darauf hin, daß es Sünde sei, am heiligen Ostermorgen zu jagen; aber er riß sich los und schrie ihr zu: „Un schöll'k bid tau'n jüngsten Doage d'r achter laupen, ick will den Däuwel häbben," und fort stürmte er mit seiner Meute, dem edlen Wilde nach. Das aber hob sich bald in die Lüfte und verschwand mit dem Winde und den Wolken. Jäger und Hunde jedoch ziehen noch heute dahin über Hügel und Schluchten, über Wälder und Felder, und so wird die wilde Jagd auch fortdauern bis zum jüngsten Tage, den Worten des Junkers gemäß.

Alle sieben Jahre, besonders zur Zeit der Aprilstürme, läßt sich das Tosen und Treiben dieser wilden Jagd auch in der Nähe menschlicher Wohnungen vernehmen. Dann thut man gut, den Jagdteilnehmern eine Erquickung bereit zu stellen. So machte es ein Bauer zu Restrup. Er setzte, als er das heisere Geheul der ermüdeten Hunde auf seinem Hofe hörte, einige Setten mit dicker Milch auf die Diele seines Hauses. Gleich darauf sprangen die Hunde über die unterste Thür des großen Einfahrtsthores, um sich

an der Milch gütlich zu thun. Sehen konnte man von dem allen zwar nichts; aber das „Schlürfen und Schlampfen“ war deutlich genug zu vernehmen. Nach kurzer Zeit entfernten sich die Unholde wie sie gekommen, und bald hörte man ein freudiges Gebell in den Lüften.

XIX.

Teufelssteine und Hünengräber.

(Umgegend von Bippen.)

Wohl nur wenige Stellen im Kreise Bersenbrück giebt es, die soviel erratische Blöcke aufzuweisen haben als die Umgegend von Bippen. Die Orte Hekese, Restrup, Bockraden, Döthen, Klein-Bokern und Dalum sind besonders reich damit gesegnet. Ueberall in den Heidfeldern und Tannenbeständen, im Acker, auf dem „Esche“, allenthalben findet man sie. Einige liegen fast ganz über der Erde, andere schauen nur eben mit der Spitze oder, liegen sie auf der schmalen Seite, mit ihrer grauen streifenförmigen Oberfläche aus derselben hervor, während noch eine große Menge vollständig im Schoße der Erde verborgen ist. Noch alljährlich stößt man beim Tieferpflügen des Ackers, beim Graben der sogenannten „Heidplaggen“ oder beim Ausroden der „Stuken“ in den abgeholzten Tannenkämpen auf dergleichen unempfindliche Hindernisse, die Pflug und Spaten arg mitnehmen.

Es kann nach Ansicht der Landleute ja nicht anders sein; denn diese Steinblöcke wachsen in ihrer Mutter Schoß und müssen infolgedessen bei den soeben angeführten Anlässen immer zu Tage treten.

Unsere heidnische Vorfahren benutzten öfters diese einzelliegenden Findlinge, hatten sie die geeignete Form, als Opferaltäre. Wahrscheinlich aber hatten auch auf verschiedenen Stellen dieselben den Zweck, den Weg zu den Heiligtümern des Volkes, den Opferstätten und Grabdenkmälern zu zeigen.

Auf dem Hummertshofe in Döthen stand früher ein sechs Fuß hoher Granitblock, der eine Breite von vier Fuß hatte und am Boden drei Fuß im Durchmesser maß. An einer der oberen Ecken war eine ziemlich tiefe Rille eingehauen, die Blutrinne, die sich im rechten Winkel brach. Diese unverkennbar von Menschenhand ausgeführte Arbeit deutete auf den Zweck des Steinblocks; dieser war ein Opferstein. Vielleicht aber diente er auch gleichzeitig als Wegweiser zu den Hünengräbern in Bockraden und Hekese.

In der Bauerschaft Dalum befindet sich ein Stein der vielleicht nach seiner Gestalt den Namen „Dätt Brotschapp" führt. Er liegt in den Königlichen Forsten der Maiburg im Distrikt 146 auf einer Anhöhe. Nach Südwesten hat derselbe eine flache Seite, hier könnte der Platz des Opferpriesters gewesen sein. Nach Nordosten führt von diesem Stein aus zu einer Anhöhe ein Weg, der durch kleine Findlinge bezeichnet wird. Diese liegen in regelmäßigen Abständen, etwa hundert Meter voneinander entfernt. Auch hier scheinen die kleinen Steine den Weg zu dem Opferaltare zu bezeichnen.

Als das Christentum eingeführt wurde, hielten die Priester die Leute, die gar zu gern die alten Opferstätten wieder aufsuchten von diesen fern; sie nannten die Opfersteine „Teufelssteine." Die Leute erzählen sich daher von all den oben angeführten Findlingen, wie auch von jenem im Restruper Esche „up'n Stäine" liegenden erratischen Blocke, der Teufel habe hier sein Wesen getrieben. Den zuletzt genannten Teufelsstein suchte man jedenfalls vor noch nicht langer Zeit zu zersprengen. Des harten Gesteines wegen war es jedoch nicht möglich, tief in denselben einzudringen; daher ist denn dieser Block noch mit zahlreichen von den Bohrversuchen herrührenden rundlichen Löchern versehen; an einer Stelle trägt er sogar eine, allerdings natürliche, etwa viermal so große Vertiefung. Während jene kleinen Löcher vom Bösen mit dem Daumen eingedrückt sind, hat er zu dieser die geballte Faust gebraucht.

Ebenso wie sich die einzelnen Steine in unserer Gegend sehr zahlreich finden, so auch die Hünengräber, die meistens eine sehr große Anzahl Blöcke aufzuweisen haben. Es findet sich in jeder der vorhin genannten Bauerschaften mit Ausnahme von Döthen wenigstens ein Steingrab. Das größte ist jenes zu Hekese. Die Leute erzählen von diesem also:

Die ungeheuren Hünen, die zu der längst entschwundenen Riesenzeit lebten, trugen die Steine auf jene meist erhöhten Punkte, wo der Tote begraben werden sollte oder schon begraben war. Zwischen dem am östlichen Ende befindlichen Kopfsteine und dem am entgegengesetzten Ende eingepflanzten Fußsteine wurde der Riese eingebettet. Zu beiden Seiten wurden die Träger aufgestellt, um dann die großen flachen Decksteine darauf zu legen. Nach der Größe des Toten, es waren in der Regel im Kampfe gefallene Helden, wurde die Größe des Hünenbettes eingerichtet. Auf dem Doppelgrab in Hekese, wo zwei Brüder ihre Ruhestätte gefunden haben, findest du noch einige Decksteine, die an der Unterseite mit einer roten Kruste (einer Flechtenart) bedeckt sind; es ist das Blut-

der Erschlagenen. Seine Waffen, mit denen sich der Kämpfer so manchmal im blutigen Strauße verteidigte, kostbare Schmucksachen und viel Gold gab man dem Toten mit ins Grab.

Wer es ausgraben könnte, der wäre ein reicher Mann.

XX.

Der Wiedergänger.

(Bockraden.)

In der Nähe des Hünengrabes zu Bockraden liegt ein größerer Bauernhof, der, ehemals ganz im Dunkel der Bäume versteckt, ein fast unheimliches Aussehen hatte. Hier wohnte einst ein Bauer, es war auf dem Ahrendshofe zu Eie, der lange Zeit mit seinen Nachbarn und nahen Verwandten in Streit lebte, aus dem zuletzt ein langwieriger Prozeß entstand, der endlich den Nächsten um Haus und Hof und Glück brachte. Doch jener Bauer, der als Sieger aus solchem Kampfe hervorging, hatte seitdem zwar Geld und Gut in Hülle und Fülle, seine Ruhe aber, die war für immer dahin. Hatte er doch bei der soeben erwähnten Angelegenheit gar manche Ungerechtigkeit begangen, ja die Leute wußten sogar heimlich von Meineid zu sprechen.

Endlich kam der Bauer zum Sterben, und nach dreier Tage Verlauf wurde er mit vielem Gepränge und unter Nachfolge einer großen Menschenmenge nach Ankum gebracht und allda begraben. Doch als am späten Abend die Angehörigen auf den Ahrendshof zurückkehrten, da fanden sie schon den Alten wieder hinter dem Herdfeuer sitzen. Entsetzen ergriff sie, und schnell flohen sie in Stube und Kammer. Dann kam die Nacht und mit ihr ein unheimlich Gepolter und grausiger Lärm. Damit in der Folge solch Treiben sich nicht wiederhole, verschloß man am anderen Abend sorgfältig alle Thüren. Doch da gab's noch ein viel größer Getöse als gestern, und so ging's auch weiter in den darauf folgenden Nächten. Das veranlaßte zuletzt die Bewohner des Ahrendshofes stets in der Nacht die große Einfahrtsthür offen zu lassen. Dann kam zwar auch der Wiedergänger: doch tobte er nicht in dem Maße wie sonst. Eine ziemliche Zeit lang ließ man's dabei; denn durch Gebet und gute Werke, die sie für den armen Spukgeist verrichteten, glaubten die Angehörigen, diesen endlich zu erlösen von seinem Wiedergehen und ihn zur Ruhe zu bringen. Doch als alles Gute nichts helfen wollte, auch in der Nacht infolge der offenen Hausthür allhier gar böse Geschichten geschahen, da sah

denn der junge Bauer sich zuletzt genötigt, den Geist des Vaters durch Bannen zu entfernen.

Es kamen die Geistlichen aus Ankum, und ihnen gelang es durch viele Gebete, Formeln und Vorsichtsmaßregeln den bösen Spuk in einen Sarg zu bringen. Doch es ist ein Recht des Teufels, die mit ungesühnter Sünde behafteten Seelen zu ihrer und der Menschen Qual ruhelos umherzutreiben, und der Böse läßt sich von seinem Rechte so leicht nichts nehmen. Deshalb suchte er auch hier das Bannen des Geistes zu verhindern. Er machte den fraglichen Sarg so schwer, daß viele Männer mit vereinten Kräften ihn nur mühsam auf den zur Entfernung des Plagegeistes bereitstehenden Wagen heben konnten. Als dies endlich glücklich gelungen war, setzte sich der seltsame Leichenzug unter lautem Gebet der Geistlichen in Bewegung und zog dahin in der Richtung auf die „Alten Wiesen" zu. Langsam war das Gefährt über den sandigen Boden hin fortgekrochen, und eben hatte man diesen hinter sich und war angelangt in der Ahrendsschen Wiese in der Nähe der „Kalwerloage," da konnten die Pferde den Leichenwagen nicht weiter bewegen. Sie blieben stehen, und im selben Augenblicke brachen auch die Bretter des Wagens und der Sarg sank zur Erde. Auf dieser Stelle nun bestattete man den Wiedergänger; ein Erlengebüsch bezeichnet noch heute den Ort inmitten der Wiese.

Doch schon längst ist der Geist nicht mehr hier, alljährlich nähert sich derselbe um einen Hahnentritt seinem früheren Wohnsitze, und kommt er dort an, dann steckt er das Haus auf dem Ahrendshofe in Flammen. Dieses wird auch die Ursache gewesen sein, daß ein nachfolgender Bauer den Hof verließ und fremde Leute denselben in Besitz nahmen. Kluge Menschen meinen jedoch, der Geist würde nimmer dorthin zurückkehren; denn seinen Weg kreuzt seit einigen Jahren eine Eisenbahn und die sei seiner verwegenen Wanderung ein Hindernis.

XXI.

Der Holenkerl.

(Klein-Bokern.)

Es ist gefährlich, am Abend oder gar in dunkler Nacht durch die Maiburg zu gehen, besonders aber für den, der seine Schritte in die Nähe des „Holenberges" lenkt; denn hier wohnt von jeher der Böse. Als Holenkerl treibt er sein Wesen; oft siehst du ihn allda

als mächtige Hünengestalt, oft auch als winzigen Zwerg, ja manchmal verwandelt er sich vor deinen Augen aus dem einen ins andre Besondere Freude bereitet es ihm, dem späten Wanderer seinen ohnehin beschwerlichen Weg noch saurer zu machen. Darum sitzt er allabendlich auf seinem Bergthrone und hält Ausschau, ob nicht ein Menschenkind sich in sein Reich verirre. Hat er jemand erspäht, so geht er schnurstracks auf den Armen zu. Dieser sieht den Spuk wie er größer und immer größer wird. Da packt ihn die Angst, und es wendet sich der nächtliche Wanderer alsbald zur Flucht. Doch da sitzt ihm auch schon der Teufel auf dem Nacken und drückt und quält ihn als schwere Last bis an die Grenze seines Gebietes.

Oft schleicht auch der Böse sich von hinten an sein Opfer heran. Das sollte der alte Kremer, ein Wirtsmann aus Bippen, erfahren, der schon oft des Holenberges und seines Bewohners gespottet hatte. Am späten Abend führte sein Weg ihn einst auch an dem Reiche des Teufels vorbei. Da er schon eine ziemliche Reise hinter sich hatte, so setzte er sich auf den Wegrand nieder, um ein Weilchen dort auszuruhen und gleichzeitig die eben ausgerauchte Pfeife wieder in Ordnung zu bringen. Schon hatte er diese neu gestopft, das Feuerzeug aus der Tasche geholt, und war gerade daran, Feuer zu schlagen, da fühlte er plötzlich, wie ihm jemand auf den Rücken sprang und ihm die Arme fest um den Hals legte. Der Holenkerl, so dachte der Alte, und entsetzt sprang er auf und lief, so schnell die müden Beine ihn nur zu tragen vermochten, davon. Die Last aber blieb und drückte ihn schier zu Boden, und seinen Hals umklammerte sie so fest, daß ihm fast die Kehle zugeschnürt wurde. Schon wollte der Arme zusammenbrechen, doch da winkte ihm in der Ferne die Lichtung. Es raffte der also Verfolgte sich noch einmal auf, und schweißtriefend gelangte er endlich dort an. Sofort war der Druck von seinen Schultern verschwunden. Das Reich des Holenkerls hatte allhier ein Ende. Ganz erschöpft langte der alte Mann spät in der Nacht zu Hause an.

Kirchgänger fanden am anderen Morgen Pfeife und Feuerzeug und brachten's dem Wirt, der von jetzt ab den Holenberg mied wie die Pest und der auch nie mehr seines Bewohners spottete.

XXII.

Der Reißberg.

(Lonnerbecke.)

In der Nähe der Sültemühle zwischen Fürstenau und Bippen liegt der sogenannte „Reißberg." Sein Name entstammt längst entschwundenen Zeiten, in denen noch große Wälder unser Heimatland bedeckten und der Wolf in unserer Gegend alljährlich noch in Masse auftrat.

Damals lebten hier zwei gottlose, ungeratene Bauerntöchter in stetem Widerspruch mit ihren Eltern und allen wohl denkenden Leuten der Nachbarschaft. Einst wollten diese Bösewichte irdischen Tandes wegen am Weihnachtsabend die Kirche zu Bippen besuchen. Aber auf dem Wege dahin ereilte sie die Strafe für ihr unseliges Treiben. Sie wurden von hungrigen Wölfen angefallen und zerrissen, und jener Berg, auf dem solches geschah, führt seit der Stunde den Namen „Reißberg" zur Warnung für alle, die jenen Zerrissenen gleichen in ihrem Handeln und Thun.

XXIII.

Hexen.

(Bippen und Umgegend.)

„Auch jene grausen alten Weiber,
Die man nicht gern beim Namen nennt,
Weil ihnen sonst die dürren Leiber
Das tolle Volk zu Asche brennt,"

auch sie sind in den alten Geschichten unserer Heimat vertreten. Die Hexen hatten, so erzählt man sich, vom Bösen unheimliche Macht überkommen, dafür aber auch die Pflicht, wo sie nur konnten, den Menschen Schaden zuzufügen. Bei den zu bestimmten Zeiten abgehaltenen Hexenversammlungen mußten die bösen Geister von ihrem Thun Rechenschaft ablegen. Wehe dem Teufelsweibe, das die Mitmenschen nicht in genügendem Maße gequält hatte. Es wurde am Tage des Gerichts, das auf einem gewissen Berge in der Nähe der Maiburg stattfand, von den Mitschwestern durch den Handgriff eines glühenden eisernen Topfes gezogen. Nächtlich des Weges kommende Personen haben häufig genug das gräßliche Geschrei der Gefolterten vernommen.

Der Schaden, den die Hexen den Menschen brachten, wurde vornehmlich unter dem Viehstande angerichtet. War der Milchertrag mäßig, gediehen die Kälber oder Schweine nicht besonders oder starben gar einige dieser wertvollen Haustiere, so lag das an dem nachteiligen Einfluß jener mit übernatürlichen Kräften ausgestatteten Weiber. Im letzteren Falle war es jedoch nicht schwer, den Thäter ausfindig zu machen. Man brauchte nur das Herz des toten Tieres auf dem Herdfeuer zu kochen; die Hexe hatte alsdann keine Ruhe, sie mußte erscheinen und die Leute bitten, den Topf vom Feuer zu entfernen.

Um nicht erkannt und durchschaut zu werden, nahmen die Hexen häufig die Gestalt eines unscheinbaren Tieres an. Dafür folgendes Beispiel:

Auf einem Bauernhofe geschah viel Unglück, ein Stück Vieh starb nach dem andern. Schon lange vermutete man, die böse Nachbarin trage Schuld an all diesem Unheil. Durch einen Zufall sollte sich jener Verdacht als begründet erweisen. Eines Tages kam der Knecht des Hauses, der Stroh aus der Scheune auf die Diele getragen hatte, aus irgend einem Anlaß mit seiner Forke in die Nähe des Herdfeuers. Hier sah er eine dicke häßliche Kröte. Da er dachte, daß für derlei Gäste an diesem Orte kein Platz sei, so nahm er das Tier auf seine Forke und trug's hinaus, verletzte aber dabei dem widerlichen Geschöpfe den einen Hinterfuß. Von der Zeit ab war es mit den Unglücksfällen im betreffenden Hause vorbei; die Nachbarin aber hinkte und klagte über einen schlimmen Fuß. Jedermann hütete sich, so gut es ging, vor der bösen Hexe.

Ein Schutzmittel allerdings gab es auch, nicht der Drudenfuß, von dem die Leute in Bippen und Umgegend nichts zu erzählen wissen, wohl aber das Kreuz. Das Volk kam sogar zu dem Glauben, das Holz eines Strauches, des Kreuzdorn (Rhamnus cathartica), könne den Angriffen der Hexen Trotz bieten. Auch dafür ein Beispiel:

Es war bei dem schönen Geschlechte im Lande Sitte, rote Unterröcke zu tragen. Ein armes Dienstmädchen, das von der alten Großmutter ein wenig vom Hexen gelernt hatte, konnte sich dieses Kleidungsstück nicht verschaffen und betrübte sich darüber sehr. Eines Tages war jenes Mädchen mit dem Bauer auf dem Felde bei der Arbeit, als zwei mit Heu beladene Wagen vorbeifuhren. Da sagte das Mädchen zu ihrem Herrn: „Wat gew' Ji mi, wenn ick den Haiwoagen ümmeschmiete?" „'n roen Rock," war die Antwort. Die Schöne sah den vordersten Wagen lange scharf an, wandte sich dann unmutig zur Seite und murmelte:

„De Krüßbärnstock
Versegg mi'n roen Rock!"

Die Sprossen der Wagenleiter waren nämlich zum Teil aus dem Holze des Kreuzdorn verfertigt. Darauf schaute die junge Hexe auf den zweiten Wagen. Nur einen Augenblick und er schwankte und fiel. Der rote Rock war verdient.

XXIV.

Ein Hasentanz.

(Fürstenau.)

In früheren Zeiten überraschte eines Abends spät ein kleiner Knabe aus Fürstenau auf dem Weg zur Hofmühle eine Schar Hasen, die am Mühldamme lustig umhertanzten. Erstaunt schaute der Kleine der munteren Gesellschaft zu. Soviel von derlei furchtsamen Tieren hatte er noch nie zusammen und in solcher Nähe gesehen. Gern hätte er einen der vielen erhascht. Sie würden aber wohl schnell das Weite suchen, wenn er sich ihnen nahte, so dachte der Knabe. Doch sieh, o Wunder, da kommt sogar ein Häslein an ihn herangesprungen und will ihn ins Bein beißen. Solch Kunststück hat der Junge noch nie von einem Hasen vernommen. Deshalb vermutet er auch Arges und ruft: „Goah hen, du bist nich van Gott, du bist van 'n Däuwel." Kaum ist jenes Wort aber gesprochen, da ist auch auf einmal die tanzende Schar verschwunden. Eine klägliche Stimme hört man jedoch und immerfort den Ruf: „Min sülwern Beker, min sülwern Beker."

Schnell eilt der Knabe nach Hause und erzählt sogleich sothanes Geschehnis dem Vater. „Hast Du solche Stelle dir auch genau gemerkt, und kannst du sie wieder finden?" So fragt dieser. Und als jener bejaht, machen Vater und Sohn sich sofort auf den Weg zur Hofmühle. Hier angelangt suchen und finden sie auch den in Rede stehenden Becher. Den eingekritzelten Namen vermögen jedoch sie, wie auch der Goldschmied, zu dem sie das Gefäß am andern Morgen tragen, nicht zu lesen. Doch das ist auch kein Schaden, bezahlt doch dieser mit schwerem Geld den silbernen Becher.

Zu den Sagen der Heimat.

1. Zu Nr. 1. Eine sehr eingehende Arbeit über den Darnssee liefert Jul. Sudendorf im 1. Bande der historischen Mitteilungen zu Osnabrück. — Vielfach findet man die drei Sagen, in denen uns die „Rauhen Leute" begegnen, in eine zusammengefaßt, der man als Einleitung die Sage vom versunkenen Kloster beigab. Dieser Art ist das „Dönken van den smett upp'n Darmßen" in Grimms Mythologie und auch die Sage „Der Schmied im Darnssee" in unsern Lesebüchern. Jedenfalls haben ursprünglich, wie auch Sudendorf vermutet, verschiedene Sagen vom Darnssee existiert. Ich habe daher auch geglaubt, am besten zu thun, wenn ich die Sagen in ihrer wahrscheinlich ersten Form wiedergab. — Dem zu Ende des 12. Jahrhunderts von Essen bei Quakenbrück in die Bauerschaft Epe verlegten Kloster Malgarten gehörte die Holzgrafschaft in der Eper Mark, deren wilde Gründe vor etwa 150 Jahren den See fast vollständig umgaben. — Mit der Sage „Das Meerweib' hat diejenige vom „Meerweib zu Icker" große Aehnlichkeit. Hier besteht auch eine Sage, die Aufschluß giebt über die Entstehung des Wassers (Kolkes). Wir haben es hier wie da mit einer Erdsenkung zu thun. Vergl. „Alkenkrug". — Nach Möser ist derjenige ein Wehrfester, der an einem Wehrgut, d. i einem solchen Gute (auch Hofe), das als ein einzelnes Ganzes zum Heerbann gehörte, die Feste oder den erblichen Besitz nur zum Bauen und Pflanzen hatte. In Westfalen (auch hier) nennt man jetzt jeden Bauern, der seinen Hof erblich besitzt, einen Wehrfester; man hält Wehrfester und Colonus für Synonymen. — Es sei an dieser Stelle auch noch angegeben, was Grimm über die Sage vom Darnssee sagt: „Es geht durch die Wassergeistsagen ein Zug von Grausamkeit und Blutdurst, der bei Dämonen der Berge nicht leicht vorkommt. Nicht nur allein Menschen, deren der Nix habhaft wird, tötet er, sondern er übt auch blutige Rache an seinen Leuten, die ans Land gestiegen sind, mit den Menschen umzugehen und wieder zurückzukehren. Wenn sich die Seejungfern beim Tanze verspätet haben, wenn die entführte Christin dem Nix ein Kind gebiert, wenn des Wassermanns Kind seinem Rufe zu spät horcht, so sieht man einen Blutstrahl aus der Tiefe des Gewässers emporschießen zum Zeichen der voll-

brachten Unthat. Gewöhnlich war daneben ein anderes günstiges Zeichen (ein Strahl Milch, ein Teller mit einem Apfel) verabredet, der dann ausblieb."

2. Zu Nr. II. Diese Sage entstammt jedenfalls nicht der Zeit der Einführung des Christentums, sondern derjenigen der Glockendiebstähle, die vor und zur Zeit des 30jährigen Krieges stattfanden. Vergl. „Die Kirche zu Bippen."

3. Zu Nr. III. Der Jesuit Jodocus Gerhardus, der 1651 Vicecuratus, nachher Pastor zu Neuenkirchen war, hat in seinen Annotationen diese Sage, als schon zu seiner Zeit im Volke gang und gäbe, aufgezeichnet. Eine alte Inschrift in der Kirche sagt: **Templum hoc aedificatum 1426, amplificatum 1659** etc. Wahrscheinlich war diese Kirche schon ein zweiter Bau, und der Bau der ersten Kirche und des Turmes, wobei das weiße Pferd figurierte, fand gewiß schon früher statt. (Nieberding.) — Wegen der vielen Beziehungen, die das oldenburgische Neuenkirchen bei Vörden zu unserm Kreise hatte und noch hat, und dann auch wegen der Aehnlichkeit dieser Sage mit der vom Bau der Kirche zu Alfhausen, wurde selbige hier aufgenommen.

4. Zu Nr. IV. Das Giersfeld zu Ankum und Ueffeln ist als eine uralte Kultus- und Gräberstätte unserer germanischen Vorfahren eins der merkwürdigsten. Auf einer Heidestrecke von ungefähr 2000 Morgen liegen acht Hünenringe, sogen. Hünenbetten, zu welchen ursprünglich nahe an 400 Granitblöcke, Findlinge, von sechs bis zwölf Fuß Länge und 4 bis 6 Fuß Breite, als Stützen und Decksteine, auch Kreissteine, benutzt sein mögen. Welch' eine außerordentliche Mühe für diese Zeit, diese Zahl oft aus großer Ferne herbeizuführen und aufeinanderzutürmen. Vor 30 bis 40 Jahren konnten im ganzen noch 124 Träger und 52 Decksteine gezählt werden. Die in dem Boden unter den Hünenbetten gefundenen, meistens eingeritzten Scherben von Aschenkrügen lassen jene als Begräbnisstätten, wahrscheinlich der Edelingsfamilien, erkennen, während an einzelnen Steinen vorkommende Blutrinnen und die Analogie mit ähnlichen Steindenkmälern auch außerhalb Deutschland es unzweifelhaft machen, daß sie zugleich dem heidnischen Kultus gedient haben. Für das letztere dient auch die Sage vom „Altenkrug" als Beweismittel. Der Wirt Alke tritt als Feind des Christentums auf, indem er die vorübergehenden Kirchengänger vom Besuche der Kirche zurückzuhalten sucht. Er gehört also zu den Wesen, welche in den Sagen schlechtweg Teufel genannt

werden, die den Bau der christlichen Tempel zu hindern trachten, die Thüren der trotzdem fertig gewordenen durch große Steine schließen wollen, damit die Gläubiger sie nicht betreten können, überhaupt allem, was mit der Kirche zusammenhängt, abhold sind. Das siegreiche Christentum hat die deutschen Lichtgötter in dämonische Wesen verwandelt und in das Innere der Erde und der Gewässer verbannt, wo sie als Könige der Zwerge und Nixen ihr dem Menschengeschlechte teils freundlich gesinntes, teils feindseliges Wesen treiben. Alle mögen sie nichts vom Christentume wissen. Es spielt sich also auch hier immer wieder der aussichtslose Kampf des untergehenden Heidentums gegen das siegreiche Christentum ab. Wo wir diesen Kampf lokalisiert finden, können wir sicher annehmen, eine alte heidnische Kultusstätte vor uns zu haben. Der böse Wirt wird für seinen Frevel in die Unterwelt befördert und erscheint als glühender Drache, als glühendes Rad (Albrad, die Sonne) oder als glühender Pfahl — die Lesarten sind verschieden — wieder auf der Oberwelt, um den Spötter der Götter zu vernichten. (Hartmann, Mythe und Sage.) — Fragen wir nun, welchem Gotte unsere Väter auf dem Giersfelde dienten, so können wir wohl mit ziemlicher Bestimmtheit antworten: dem Wodan. Es lassen sich verschiedene Gründe hierfür anführen. In einem angelsächsischen Glossare aus dem 8. Jahrhundert findet sich die Glosse: **Alcanus-Woden. Alcanus** ist das lateinisierte Alke und **Woden** die angelsächsische Form für das altsächsische „Wodan." Der Siegesgott Wodan hatte zwei Wölfe und zwei Raben, die als streitlustige, tapfere Tiere ihn in den Kampf begleiteten. Die beiden Wölfe hießen Geri und Freki. Diese Wörter entsprechen lautlich unsern jetzigen „gierig" und „frech." Den Namen „Geri" dürfen wir nach dem Vorhergegangenen wohl mit Giersfeld zusammenbringen. Vielleicht läßt sich auch der Name „Alfhausen" mit diesem allem in Beziehung bringen. Das alt- und mitteldeutsche alp-**genius** ist das nordische alfr, es findet sich im Deutschen noch als Alp und Elfe. Zuweilen ist der Namen alfr auch Göttern beigelegt. Hängt nun das „Alf" in Alfhausen mit diesem zusammen, so liegt die mythologische Beziehung auf der Hand. — Es ist nicht unwahrscheinlich, da besonders das Giersfeld und auch sonstige Umstände (man denke hier auch an „Die Mohrenhand" und „Junker Hacke") dafür sprechen, daß der germanische Götterdienst im Hasegau sehr lebhaft betrieben wurde und sich auch recht

lange erhielt. Wie schon erwähnt, wurden bei Einführung des Christentums die Asen in die Unterwelt befördert, und so wurden denn der Alkenkrug wie auch der Darnssee Untiefen — Höllen —, in denen der heidnische Wodan hauste, um die vom Christentum abgefallenen Sachsen zu verderben. Es stammen also beide Sagen aus der Zeit des Uebergangs vom Heiden- zum Christentume. — Die Worte Alkes lauten für gewöhnlich:

Töf, den enen Schoh antück ick,
Den ännern anrück ick!
Dann will ick di Düwel wol halen!
oder: Den enen Schoh will ik antükken,
Den ännern anrükken,
Dann will ik di Düwel wol halen.

So wie ich sie gab, hat sie vor 50 Jahren der damalige Besitzer des Grumfeldschen Hofes gebraucht; sie sind zu verstehen, die anderen kaum. — Auch der Alkenkrug ist wie der Darnssee durch eine Erdsenkung entstanden, wie solche noch in jüngster Zeit in unserer Heimat stattfanden. — Der Name Alfhausen soll nach anderen von einem mächtigen Ritter Adolf herrühren. Ueber den Bau der Kirche zu Alfhausen vergleiche „Das weiße Pferd.“

5. Zu Nr. V. Uesseln, das vorher zum Kirchspiel Bramsche gehörte, erhielt 1292 vom Bischof Konrad II. zu Osnabrück die Erlaubnis, eine Kirche zu bauen. — Die Sage will vielleicht das Wortspiel deuten: „In Uesseln is nicks te schnüffeln.“

6. Zu Nr. VI. In einem Privileg Otto's II. vom Jahre 977 kommt Merzen schon unter dem Namen „Marsunon“ vor. 1874 wurde die alte, im romanischen Stile erbaute Kirche durch eine neue ersetzt, der alte Turm blieb jedoch. — Vielleicht dürfen wir bei dieser Sage an die Zeit der Kreuzzüge denken.

7. Zu Nr. VII. Ueber die Gründung der Kirche zu Ankum, sowie über die Entstehung des Namens Ankum geben uns zwei Sagen Aufschluß. Erstere ist mehr geschichtlicher, lokaler Art; letztere tritt in ähnlicher Fassung häufiger auf. Beide suchen den Namen Ankum etymologisch zu deuten. Unter dem Namen „Angheim“, welches Wort ein schmales, gekrümmt liegendes Dorf bezeichnet und genau auf die Lage von Ankum paßt, kommt der Ort in einer Urkunde von Otto I., zu

Dortmund am 14. Juli 948 ausgestellt, vor. Eine ecclesia Anchem wird schon 1169 erwähnt.

8. Zu Nr. IX. Ich stellte die Sagen, die vom ehemaligen Nonnenkloster zu Bersenbrück sich zerstreut vorfinden, hier zusammen. — „Nachdem die Grafen von Ravensberg mit ihrem früheren Feinde, dem Grafen von Tecklenburg, 1231 zu Glandorf Frieden geschlossen und durch ihn das 1207 Verlorene zurückerhalten hatten, widmeten Graf Otto von Ravensberg und seine Gemahlin Sophia durch eine 1271 zu Vechta ausgestellte Urkunde ihr „Gut Bersenbrügge", nämlich die Kirche mit ihrem Grundbesitz nebst allem Zubehör und dem daneben gelegenen Hof mit der Mühle, zwei Hufen u. s. w. den dortigen Beschützern, dem Heilande und seiner glorreichen Mutter, um daselbst ein Kloster für Nonnen Cistercienser-Ordens zu erbauen." (W. Hardebeck, Kirchen des Kreises Bersenbrück.) — Zu hannoverschen Zeiten sind verschiedene Klöster aufgehoben, und die Verwaltung dieser Güter ist einer Behörde in Hannover übertragen. Diese führt den Namen Klosterkammer. Forstort „Freude" wie „Diek" gehören derselben an. — Das Schwedenlager ist 520 Schritt lang und 315 Schritt breit. Der etwa 10 Meter breite Graben hat eine Tiefe von 5 Meter. — Der Amtmann Sarninghausen, nach anderen auch Westhoff, soll einen Reliquienschrein oder, wie auch erzählt wird, zwölf Stationsbilder in die Hase geworfen haben. Nach einiger Zeit verunglückte er bei einer Kahnfahrt. Man fand seine Leiche in einem Weidengebüsch des Haseflusses in der Nähe der Feldmühle. — Die Nonnen benutzten jedenfalls den Aberglauben des Volkes, um die Bauern, die durch die Mühle Schaden erlitten, von ihrem nächtlichen Treiben, das sie begannen, als das Beschreiten des gerichtlichen Weges nichts nutzte, fernzuhalten. Später wurde eine Einigung erzielt. Von Allerheiligen bis zum 1. Mai mußte man das Wasser der Mühle zufließen lassen.

9. Zu Nr. X. und XI. Beide Sagen zeigen, wie unser Volk gern reich wurde. Die zweite Sage läßt uns auch daran denken, daß zu Kriegszeiten manchmal Schätze vergraben sind, die, da ihre früheren Besitzer umkamen, noch jetzt im Schoß der Erde ruhen. Aehnlichkeit mit dieser hat die Sage vom „Brunnen der Burg zu Holte."

10. Zu Nr. XII. Siehe Anmerkung 15. Der „Braubottich" erinnert an die Zeit, in der in unserer Heimat das Braugewerbe noch betrieben wurde. Um 1830 bestanden in Badbergen

noch 8 Brauereien, und ähnlich so war es in allen Dörfern, die den Mittelpunkt eines Kirchspiels bildeten.

11. Zu Nr. XIII. Zum ersten Theil dieser Sage vergleiche Anmerkung 16. — Jul. Sudendorf vermutet, daß auf jenem Hünenberge einst ein heidnischer Tempel stand. Noch jetzt bezeichnen wir mit dem Worte „Halle" einen großen saalartigen Raum, Dichter gebrauchen „Heilige Halle" für einen der Gottesverehrung geweihten Ort; auch ließe sich das Wort „Walhalla" hiermit in Beziehung bringen, und so würde sich der Name „Hill'gen Hall" erklären. Ferner wird aus der Osterfeier dortselbst geschlossen, daß hier Ostera, die Göttin des Lichtes, verehrt wurde. Vielleicht ist „Hill'gen Hall" auch nur ein Hünengrab oder ein Opferstein gewesen, und man hat bei Einführung des Christentumes den Zug des Volkes nach diesem Orte benutzt und dort eine Kapelle erbaut. Stellen, an denen früher ähnlich Ostern gefeiert wurde, giebt es an manchen Orten, so war eine solche in Bippen „Wriggen Wiese", in Restrup der „Rinseberg." Die Kirche zu Badbergen wurde im 13. Jahrhundert gebaut, der Pfarrsprengel zu Ankum ist älter. Vergleiche Anmerkung 7.

12. Zu Nr. XIV. Ueber Freie und Unfreie entnehme ich der Geschichte des Kirchspiels Badbergen von H. Dühne folgendes: „Die alten Höfe gehörten dem Gutsherrn, sie waren fast alle mit Leibeigenen besetzt. Jeder von ihnen waltete in eigener Wohnung, an eigenem Herde. Der Herr legt ihm, wie einem Lehnsmann, eine Abgabe an Getreide, Vieh oder Kleiderstoff auf: weiter geht die Unterthänigkeit nicht. Des Leibeigenen Hals war nicht frei. Der Leibeigene blieb zeitlebends an die Scholle gebunden. Er war ein willenloser Knecht, eine willenlose Magd seines Herrn. Wenn der Leibeigene seinem Herrn nicht gutwillig folgen wollte, so wurde er gezüchtigt. Freie Personen nannte man solche, welche ihrer unterhabenden Stätte wegen keinem andern verpflichtet waren und die namentlich keinen Gutsherrn hatten. Die ersten Freilassungen der Leibeigenen in hiesiger Gegend kamen gegen Ende des 14. Jahrhunderts vor." — Der Schultenhof zu Nortrup ging von Tecklenburg zu Lehn, und es war daran die Holzgrafschaft in der Nortruper Mark geknüpft. 1590 verkauften die bisherigen Lehnsträger Gertrud von Leden, die Witwe Johann Ledeburs zu Langenbrück, und deren Sohne Heinrich Ledebur mit lehnsherrlicher Genehmigung denselben an die von Dincklage zu Loxten. Der Hof war bisher mit einem freien Schulten besetzt

gewesen, welcher das Schultenamt und die Unterholzgrafschaft in der Nortruper Mark ausübte. Mit diesem gerieten nun die Ankäufer sehr bald wegen der oberholzgräflichen Rechte und Bedienung des Schultendienstes in Streit, welcher erst 1643 dahin verglichen wurde, daß der Schulte zu Nortrup auf alle Rechte an dem Holzgerichte zu Nortrup verzichtet und anerkennt, daß die von Dincklage als Holzgrafen den Schultendienst zum Northofe durch wen sie wollen verrichten lassen können, und er ihnen wie jeder andere Markgenosse Gehorsam schuldig sei, dagegen die von Dincklage ihre übrige Gerechtigkeit an dem Schultenhofe zu Gunsten des Schulten aufgeben und den Lehnsherrn wegen seiner Lehnsansprüche, wovon sie befreit werden, zu befriedigen versprechen. In obiger Sage tritt der Schulte als Gerichtsschulze oder unterster Civilrichter über Freie auf, und man dürfte darnach annehmen, daß derselbe in seiner Eigenschaft über die in den alten Amtsregistern von 1511 vorkommenden s. g. Nortruper Freien und als Fiskel oder Freifrone an dem in der Bauerschaft Nortrup liegenden Grafendinge zu Hamm (1311), welcher als Unterstuhl des freien Stuhls zu Rüssel erscheint, fungiert habe. Daß die Schultheiße nicht immer den besten Ruf der Gerechtigkeit genossen, erfahren wir aus dem Liber Miraculorum des Caesareus Heisterbacensis, geschrieben im 13. Jahrhundert. (Jul. Sudendorf). — Sehr viel Aehnlichkeit mit dieser Sage hat die vom Wiedergänger in Bockraden.

13. Zu Nr. XV. und XVI. In einem Schutzbriefe des Papstes vom Jahre 1247 wird das Kloster zu Menslage Rosendahl genannt, es ist wahrscheinlich vom Grafen Otto von Oldenburg gegründet. Es könnte befremden, daß die Ueberschwemmungen der Hase den Weg nach Löningen abgesperrt haben sollen, da doch Menslage rechts von diesem Flusse liegt. Wir haben uns die Kapelle wohl links der Hase zu denken, gehörte doch damals auch ein großer Teil des links gelegenen Landes zum Kirchspiel Löningen. Wegen der ungünstigen Lage an der geräuschvollen Heerstraße ist jedenfalls das Kloster nach dem stillen Börstel verlegt worden; es geschah dies 1260. Die Sage läßt die Verlegung durch das Marienbild bewirken.

14. Zu Nr. XVII. Im Jahre 1580 belagerten Holländer und Engländer längere Zeit vergeblich die von den Spaniern befestigte und vertheidigte Stadt Lingen. Vielleicht um sich für die überstandenen Mühen und Strapazen schadlos zu

erhalten, durchstreiften sie die Umgegend und raubten nicht weniger als 19 Kirchenglocken, so die zu Ankum, Freren und Thuine. Aus dem Metall sollten Geschütze gegossen werden. In Ankum erzählt man sich, daß jene Glocken nach Amsterdam kamen. Vielleicht ist auch damals die Bippener Glocke geraubt worden, vielleicht auch später; denn von dieser Zeit ab bis zu Ende des dreißigjährigen Krieges ist unsere Heimat oft ausgeplündert worden.

15. Zu Nr. XVIII. In dieser wie auch in der Sage „Die Mohrenhand" begegnen wir wieder dem Götterobersten Wodan. — Das Weihnachtsfest (Wintersonnenwende) hieß, weil es zwölf Tage, von Weihnachten bis Epiphanias, dauerte, die Zwölften. In dieser heiligen Zeit hielten Wodan und Nirdu, seine Gemahlin, die Erdenmutter, ihre feierlichen Umzüge. Daraus wurde später, als Wodan Heimat und Herrschaft verloren hatte und seine guten Eigenschaften vielfach auf christliche Heilige und Helden (Petrus, Martin, Nikolaus, Karl den Großen u. s. w.) übertragen waren, das wütende Heer der wilden Jagd, Wodan als Hackelberend (Junker Hacke) und Frau Holle an der Spitze. Sein Roß ist der Schimmel, (man denke an die Nikolaus- und Martinsgebräuche) und seine Wölfe sind die Hunde. In dieser Sage „Junker Hacke" müßte also wohl Weihnachten statt Ostern gesetzt werden. — Es sei hier noch erinnert an das Bürger'sche Gedicht „Der wilde Jäger". Der letzte Teil der Sage vom Junker Hacke nötigt zum Vergleich mit Goethe's „Getreuen Eckart."

16. Zu Nr. XX. Die Riesen besaßen bei einer über alles menschliche Maß hinausgehenden Gestalt eine ungebändigte Naturkraft; dabei waren sie arm an geistiger Kraft und erlagen in allen Kämpfen ihrer eigenen Last. Hüne, Durs Gigant sind andere Namen für sie. Die noch heute gehende Redensart „er ist so dumm wie lang" deutet auf die Vorstellung, welche unsere Väter von ihnen hatten. Sie wohnten in Felsen und Bergen; und Steingräber, Hünenbetten genannt, waren ihre letzte Ruhestatt. Wo sie ihre Schuhe umstülpen, findet man ringsum Felsblöcke, wo den Riesenmädchen Sand aus der Schürze rinnt, Hügelreihen. (Colshorn, deutsche Mythologie, S. 333 ff.) „Hüne" bezeichnet ursprünglich genau dasselbe, was jetzt „Toter" ausdrückt. Henenkläid ist für Totenkleid noch jetzt gebräuchlich. Die Hünenbetten heißen in Urkunden aus dem 12. und 13. Jahr-

hundert sepulcra paganorum oder antiquorum, Grabmale der Heiden oder Alten. (Dr. Niemann, Oldenb. Münsterl).

17. Zu Nr. XXI. Diese Sage ließe sich sehr treffend überschreiben „Die Angst“.

18. Zu Nr. XXII. Wölfe gab es früher viel in unserer Gegend. Es mußten, weil dieselben viel Schaden anrichteten, öfters Wolfsjagden abgehalten werden, wozu jeder Besitzer einen Mann zu stellen hatte. Am 11. August 1740 lieferte der landesherrliche Schütze Rudolf Kremer einen großen, starken Wolf nach Fürstenau ein, den er im Gehn bei Uesseln geschossen hatte. Er empfing dafür eine Prämie von 10 Thalern, zu damaliger Zeit viel Geld. Seit dieser Zeit scheint der Wolf aus unserer Heimat verschwunden.

19. Zu Nr. XXIII. Zum Schluß gebe ich noch das, was sich in der Umgegend von Bippen das Volk über Hexen zu erzählen weiß. Es gehört das zwar nicht zur Sage, findet sich aber doch so lokalisiert, daß es in dieser Hinsicht ihr fast gleicht.

Inhalt.

Vorwort . . . . S. 3
Ueber die Sagen der Heimat . . . . S. 5
Die Sagen der Heimat . . . . S. 10
I. Der Darnssee (Epe) . . . . S. 10
1. Das versunkene Kloster . . . . S. 10
2. Der Schmied im Darnssee . . . . S. 11
3. Das Meerweib . . . . S. 12
4. Der Herr und sein Knecht . . . . S. 13
II. Däi däipen Päule (Börden) . . . . S. 14
III. Das weiße Pferd (Neuenkirchen bei Börden) . S. 15
IV. Alfhausen und Alkenkrug . . . . S. 16
V. Der Pastor zu Uesseln . . . . S. 18
VI. Die beiden Schlösser (Merzen) . . . . S. 19
VII. Ankum . . . . S. 20
VIII. Der feurige Pflüger (Ankum) . . . . S. 21
IX. Das Kloster zu Bersenbrück . . . . S. 22
1. Die Jungfrau von Ravensberg . . . . . . S. 22
2. Die betende Nonne . . . . S. 23
3. Der Böse am Feldmühlenbach . . . . . . S. 24
X. Warnefeld und der Teufel (Talge) . . . . . S. 26
XI. Der Käseberg (Talge) . . . . S. 28
XII. Die Mohrenhand (Langen) . . . . S. 29
XIII. Hill'gen Hall (Badbergen) . . . . S. 30
XIV. Der ungerechte Schulte (Nortrup) . . . . . S. 31
XV. Menslage . . . . S. 33
XVI. Das Kloster zu Börstel . . . . S. 33
XVII. Die Kirche zu Bippen . . . . S. 34
XVIII. Junker Hacke (Bippen) . . . . S. 35
XIX. Teufelssteine und Hünengräber (Umgegend von Bippen) . . . . S. 37
XX. Der Wiedergänger (Bockraden) . . . . . . S. 39
XXI. Der Holenkerl (Klein-Bokern) . . . . S. 40
XXII. Der Reißberg (Lonnerbecke) . . . . S. 42
XXIII. Hexen (Bippen und Umgegend) . . . . . . S. 42
XXIV. Ein Hasentanz (Fürstenau) . . . . S. 44
Zu den Sagen der Heimat . . . . S. 45